

Ein Leben zwischen den Welten

Ernst-Günther Salomon: Kind preußischer Offiziersfamilie in Berlin - wegen 'jüdischer Abstammung' verfolgt im Rassenwahn der Nazis - dankbar gegenüber seiner 'neuen Heimat' Australien.¹ - Editierte Auszüge aus einem autobiographischen Interview

von **Manfred Brusten**

Vorbemerkungen

Im Dezember 1992 habe ich Ernst-Günther Salomon bei seinem Bruder Horst in Adelaide zum ersten Mal getroffen. Ich war damals auf der Suche nach ehemaligen deutschen Juden, die Deutschland während des Nazi-Terrors hatten verlassen müssen und in Australien eine neue Heimat gefunden hatten. Ernie - wie seine Freunde in heute liebevoll nennen - war selbst unsicher, ob er der richtige Gesprächspartner für mich sein würde. Er selbst sei nämlich nicht jüdisch, sondern christlich erzogen worden und hätte nur wegen seiner 'jüdischen Großeltern' sein ehemaliges 'Vaterland' verlassen müssen. Und auch in Australien habe er sich weniger mit seiner 'jüdischen Herkunft' befaßt als sich um die Verständigung zwischen Deutschen und Australiern bemüht. Dabei habe Australien jederzeit seine 'absolute Loyalität und Dankbarkeit', denn diesem Land verdanke er nicht nur sein Überleben, sondern eigentlich sein ganzes Leben. Dennoch, so sagt er: auch die Nabelschnur zu seiner alten Heimat - zu Deutschland und vor allem zu Berlin - könne nie durchschnitten werden. 'Zwei Herzen schlagen halt in meiner Brust'. Der Dichter Heinrich Heine (ebenfalls Christ jüdischer Herkunft), der das schrieb, hätte damals wohl ähnlich empfunden wie er, Ernie Salomon - als Deutscher seit nunmehr über 50 Jahren in Australien.

Was Ernie bei unserem ersten Treffen so zurückhaltend, persönlich tief bewegt und voller Lebensweisheit berichtete, paßte in der Tat nicht in das 'übliche Schema' der Lebensgeschichte jüdischer Holocaust-Opfer. Oder ist dieses Schema sowieso eher ein 'wissenschaftliches Konstrukt', mit dem bestenfalls die große Mehrheit der 'Fälle' angemessen zu erfassen ist, nie aber das ganze Spektrum jener, die als 'Opfer des Holocaust' Deutschland für immer verlassen haben und heute längst zu einem wichtigen Element des - inzwischen - multikulturellen Australiens geworden sind?

¹Das im vorliegenden Beitrag in wesentlichen Passagen wiedergegebene Interview wurde in seiner ursprünglichen Fassung am 7. Dezember 1992, als eines der ersten Interviews im Rahmen einer inzwischen recht umfangreichen Forschung über 'Opfer des Nazi-Terrors: Deutsche Juden in Australien' durchgeführt und seitdem über Korrespondenz und weitere Gespräche mit dem Interview-Partner ergänzt und redaktionell bearbeitet. Das Interview mit Hans-Günther Salomon wurde zur eigenständigen Publikation ausgewählt, weil es in besonders deutlicher und detailreicher Weise zeigt, welche Folgen und Konsequenzen der staatlich organisierte Terror während des 'Dritten Reiches' nicht nur für die davon betroffenen Opfer hatte, sondern nicht zuletzt auch für die Beziehungen zwischen Deutschland und Australien. Ausführlichere Informationen über den theoretischen Bezugsrahmen und die empirisch-praktische Durchführung der Forschung finden sich in: M.Brusten 1994.

Wer also war und ist Ernie Salomon, dessen Leben nicht nur räumlich, sondern auch historisch, kulturell und politisch zwischen extrem unterschiedlichen 'Welten' verlief und der zugleich durch diese unterschiedlichen Welten so nachhaltig geprägt wurde? Oder anders herum gefragt: welchen Beitrag kann der autobiographische Lebens-Bericht des Zeitzeugen Ernie Salomon zum 'Verstehen' dieser unterschiedlichen Welten liefern, die er - durch individuelle Erfahrung - objektiv und subjektiv erlebt hat?

Ernst-Günther Salomon wurde am 7. November 1916 in Swinemünde auf der Insel Usedom, ehemals Pommern, geboren. Sein Vater Ernst Salomon, am 1. Dezember 1886 in Berlin geboren, war 'Offizier-Stellvertreter' im 4. Garderegiment und schon gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges schwer verwundet worden. Seine Mutter: Elisabeth Salomon, geb. Mendelsohn, am 22. November 1896 ebenfalls in Berlin geboren, war ihrem Mann nach Swinemünde gefolgt. Sie heirateten am 21. Januar 1915 und bekamen am 16. September 1915 ihren ersten Sohn: Gerd; und im darauffolgenden Jahr ihren zweiten Sohn: Ernst-Günther. Nach dem Ersten Weltkrieg zog die Familie dann zurück nach Berlin, wohnte dort im Südwesten der Stadt in der Knesebeckstr. 76, und bekam am 28. April 1920 ihren dritten Sohn: Horst. Die Großeltern väterlicherseits, Hugo und Toni Salomon stammen aus dem Rheinland; die Großmutter mütterlicherseits, Harriette Mendelsohn, geb. Strauß, aus Barmen (heute Wuppertal) und nur der Großvater, Max Mendelsohn, aus dem Osten Deutschlands, aus Posen. Nicht ohne Stolz verweist Ernie Salomon immer wieder auf einen Stammbaum, der seine preußisch-deutschen Ahnen bis in das Jahr 1756 nachweist; unter ihnen:

- Urgroßvater Abraham Strauß: Geheimer Sanitätsrat und Kreisphysikus in Barmen, verwandt mit Else Lasker-Schüler und Nobelpreisträger der Physik, Prof. Dr. Gustav Hertz.
- Großvater Hugo Salomon: Reserve-Leutnant beim 25. und 28. Infanterie-Regiment der 2. Rheinischen Infanterie-Division (was damals eine ganz besondere Auszeichnung für einen Juden gewesen sei); später als Fabrikbesitzer in Berlin zum Königl. Preußischen Handelsrichter der Industrie- und Handelskammer ernannt; sowie dessen Mutter, Johanna Marx aus Aachen, mit der Familie von Karl Marx in Trier verwandt.
- Onkel Dr. Fritz Salomon: Leutnant der Reserve im Hohenzollerschen Fuß-Attilerie-Regiment 24, von Beruf: Rechtsanwalt und Notar.

Das mit Ernst-Günther Salomon geführte Interview gibt jedoch nicht nur Aufschlüsse über die Familie und das Leben der Salomons in Berlin, sondern ist vor allem ein lebendiger autobiographischer Bericht über Erlebnisse und Erinnerungen, die sich auf fast 80 Jahre

Zeitgeschichte erstrecken. Um diese Erlebnisse und Erinnerungen 'zwischen den Welten' so authentisch wie möglich wiederzugeben, soll Ernie Salomon hier vor allem selbst zu Wort kommen. Dazu ist sein Lebensbericht in Abstimmung mit ihm redaktionell bearbeitet und in folgende, weitestmöglich chronologisch geordnete Kapitel zusammengefaßt:

1. Die Familie der Eltern: deutscher als die Deutschen
2. Erinnerungen an das 'Dritte Reich'
3. Ein 'neues Leben' in Australien: die Kriegsjahre
4. Die berufliche Karriere: vom 'Wurstladen' zum 'Exportmanager'
5. Als 'Deutscher' in Australien
6. Opfer und Überlebender des Holocaust
7. Rückblicke auf 'Nachkriegs-Deutschland'

I. Die Familie der Eltern: deutscher als die Deutschen

"Meine unmittelbaren Vorfahren waren - wie damals viele jüdische Familien in Deutschland - im Grunde deutscher als die Deutschen; sie sonnten sich geradezu in ihrem Deutschtum. So wurde, wenn wir im Urlaub an der See einen Strandkorb mieteten, - wie damals üblich - eine Fahne hochgezogen; die unsere war selbstverständlich immer 'Schwarz-Weiß-Rot'.

Diese patriotische Einstellung zeigte sich ganz besonders zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Damals hat mein Vater sogar sein Studium an der Universität unterbrochen, um möglichst schnell an die Front zu kommen. Da er schon vorher als einjährig Freiwilliger beim 4. Garde-Infanterie-Regiment in Berlin gedient hatte, wurde er nun zunächst zum Offizier-Stellvertreter befördert und dann unmittelbar an die Front geschickt. Auch der Vater meiner Mutter, Sanitätsrat Dr. Max Mendelsohn, war als Stabsarzt der Reserve damals sehr darauf erpicht, - trotz seiner schon 54 Jahre - noch für Deutschland zu kämpfen. Er kam dann auch tatsächlich sofort an die Ostfront und hat sich dort offenbar so sehr bewährt, daß er bereits im September 1914 als große Auszeichnung das 'Eiserne Kreuz' erhielt. Die Wache am Brandenburger Tor - so erzählte er später immer voller Stolz - hätte sogar die Trommel rühren müssen, wenn er dort in Uniform vorbeigekommen sei. Und am Ende seiner Dienstzeit wurde er dann sogar zum General Oberarzt befördert. - Wegen dieser patriotischen Einstellung waren wir natürlich immer sehr stolz auf unsere Familie. Denn alle waren deutsch bis zum letzten Atemzug. Deshalb hatten wir natürlich auch darauf gehofft, als richtige Deutsche anerkannt zu werden - und nicht als Staatsbürger zweiter Klasse.

Christen jüdischer Herkunft

Meine Großeltern - sowohl mütterlicherseits als auch väterlicherseits - waren bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum Christentum übergetreten. Doch obwohl also schon meine Eltern christlich getauft waren, galten wir später - nach Nazi-Gesetzen - weiterhin als jüdisch. Dabei hatten wir mit dem Judentum so gut wie überhaupt nichts mehr zu tun. Wir waren Christen und verstanden uns selbst ausschließlich als Deutsche. Meine Mutter war Lutheranerin und in diesem Sinne sehr religiös; und auch mein Vater war streng christlich erzogen, ging regelmäßig mit uns in die Kirche zum Gottesdienst und setzte sich zu diesem Anlaß - wie damals in den sogenannten 'gut bürgerlichen Kreisen' üblich - sogar einen schwarzen Zylinderhut auf.

Nur unser Name 'Salomon' verriet eigentlich noch unsere jüdische Herkunft, und das war uns gelegentlich auch durchaus peinlich. Doch wenn jemand sagte: 'Salomon ist doch ein Judename', dann haben wir einfach geantwortet: 'Jesus hatte auch 'nen Judennamen'; und damit war die Angelegenheit in der Regel erledigt. Außerdem wollte mein Vater unseren Familiennamen auch nie ändern, wie dies andere getan haben. Seine Meinung war: " Wir kommen aus einer guten deutschen Familie jüdischer Herkunft. Den Namen zu ändern, ist ein Verrat an unseren Vorvätern. Aus diesem Grunde ändern wir unseren Namen nicht; und ich möchte auch nicht, daß ihr diesen Namen ändert." - Später war er dann anderer Ansicht, aber dann war es schon zu spät.

Zuhause in Berlin

Unsere Familie wohnte die meiste Zeit in Berlin-Zehlendorf, Ahornstraße 18. Sofort nach Ende des Ersten Weltkrieges hatte mein Vater dort versucht, eine Anwaltspraxis aufzumachen. Da er jedoch sein Jurastudium wegen des Krieges nicht abgeschlossen hatte, mußte er zunächst sein zweites Staatsexamen nachholen. Um neben dem Studiums auch noch den Lebensunterhalt für unsere 5-köpfige Familie zu verdienen, gab er zugleich 'Nachhilfestunden' für Jura-Studenten in den Anfangssemestern. Denn, obwohl meine Großeltern ursprünglich keineswegs zu den armen Leuten zählten, waren sie inzwischen doch regelrecht verarmt, weil sie aus lauter Patriotismus fast alle ihre Wertsachen veräußert hatten, um 'Kriegsanleihen' zu kaufen. Diese Kriegsanleihen verloren jedoch während der Nachkriegsinflation immer weiter an Wert, so daß meine Großeltern dadurch praktisch ihr ganzes Vermögen verloren haben. Wir waren daher damals absolut nicht in der Lage, große Sprünge zu machen.

Hinzu kam, daß die Ehe meiner Eltern nicht gerade glücklich war. Die Erlebnisse während des Krieges hatten meinen Vater sehr geprägt und verändert; und auch die Freude der damals jungen Braut, sich mit einem Offizier zu verheiraten, war nach dem Krieg schnell dem enttäuschenden Alltag gewichen. So stellte sich für meine Eltern sehr bald heraus, daß sie nicht mehr das waren, was sie mal geglaubt hatten zu sein. Ihre Scheidung im Jahre 1922 war für uns Kinder natürlich sehr schmerzlich, zumal ich selbst damals ja gerade erst 5 Jahre alt war.

Meine Mutter heiratete jedoch schon ein Jahr später wieder und zwar einen Herrn, der damals auch gerade erst sein Jura-Studium abgeschlossen hatte: Heinz Golzen; und außerdem ebenfalls Berliner, Christ jüdischer Herkunft' und aus sehr patriotischen Familie, der als 17jähriger 1914 sein Abitur nur deshalb als 'Notexamen' abgelegt hatte, um möglichst schnell an die Front zu kommen. Er hatte sich dazu beim 'Zweiten Garderegiment zu Fuß' in Potsdam gemeldet und war dort der damals jüngste deutsche Unteroffizier. Dennoch: Offizier konnte er in diesem Garderegiment - aufgrund der bereits in der deutschen Armee vorhandenen Einstellung - wegen seiner jüdischen Herkunft - nicht werden. Diese Diskriminierung hat ihn sehr verletzt. Im übrigen hatte er an der 'Westfront' tapfer für Deutschland gekämpft, war mehrfach verwundet worden, hatte einen Arm verloren, hatte dafür das 'Silberne Verwundeten-Abzeichen' und das 'Frontkämpfer-Kreuz' erhalten und war für seine Tapferkeit schon im Alter von 18 Jahren mit dem 'Eisernen Kreuz' 1. und 2. Klasse ausgezeichnet worden.²

Meine Eltern hatten bei ihrer Scheidung die Vereinbarung getroffen, daß ihre beiden älteren Söhne, also Gerd und ich, beim Vater wohnen sollten, Horst dagegen, der damals ja erst zwei Jahre alt war, bei unserer Mutter als Mitglied der Golzen-Familie. Außerdem war vereinbart worden, daß wir Kinder uns weiterhin regelmäßig besuchen und sogar gemeinsam in Ferien fahren sollten.

Nach der Scheidung hat auch mein Vater - inzwischen Rechtsanwalt und Notar geworden - sehr bald wieder geheiratet. Seine zweite Frau, Margarete Weber, war wie man damals sagte 'rein arisch' und im übrigen eine wunderschöne, gut aussehende und kulturell sehr interessierte Dame mit einer tollen Altstimme, mit der sie zwar nicht in der Oper aber immerhin in Kirchenchören sang. Mein Vater sonnte sich geradezu in der Schönheit seiner Frau und empfand es daher für

² 1934 aufgrund des 'Gesetzes zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums' von seinem damaligen Posten als Landgerichtsrat abgesetzt; 1939 Flucht nach England; 1948 - obwohl durch die Nazi-Zeit ein innerlich 'gebrochener Mann' - wieder als Landgerichtsrat in Karlsruhe eingestellt und als Vorsitzender der 'Wiedergutmachungskammer' tätig (s. G. Golzen 1992, S.23)

selbstverständlich, daß auch wir Kinder unserer 'Stiefmutter' gegenüber ähnliche Gefühle haben mußten. Sie hatte jedoch aus ihrer ersten Ehe mit dem Veterinär-Offizier Dr. Stellmacher einen eigenen Sohn Günther. Mein Bruder Gerd und ich merkten sehr bald, daß wir sehr viel weniger Liebe von unserer Stiefmutter als dieser Günther. Aber wir haben uns nicht getraut, unsere Stiefmutter dafür zu kritisieren, da uns immer wieder eingebleut wurde, wie dankbar wir sein mußten, daß sie uns überhaupt akzeptiert hätte.

Als weitere Verwandte gab es noch die Tante 'Susi'. Offiziell hieß sie allerdings Susanne Hesse, geb. Mendelsohn. Sie war, 1901 ebenfalls in Berlin geboren, die einzige Schwester meiner Mutter, bildhübsch und herzengut. Sie war der Augapfel ihrer Eltern und liebte diese ihrerseits über alles. Sie haßte die Schule, hatte entsprechend schlechte Zensuren und war dennoch bei Lehrern und Schülern immer beliebt. Meine Mutter teilte die besondere Zuneigung der Eltern gegenüber dieser Susi nicht, weil sie - wie meine Mutter meinte - dadurch nur noch mehr verzogen würde und sich Fleiß, Pflichtgefühl und Verantwortungsbewußtsein auf diese Weise nicht entwickeln könnten. - Und tatsächlich blieb Tante Susi ihr ganzes Leben über ein großes Kind. Dafür hatte sie jedoch schon recht früh in ihrer Jugend viele Verehrer, ging gern zu Bällen und Gesellschaften - bis sie sich dann schon 1923 mit Hans Hesse, einem ihrer früheren Spielkameraden und nun Student der Architektur an der Technischen Hochschule von Berlin, verlobte. Zwei Jahre später wurde dann ihre große Hochzeit gefeiert; und von da an war nun selbst meine Mutter stolz auf ihre 'Kleine Schwester'.

Mitglied im 'Jungdeutschen Orden'

1922 wurde ich in die Volksschule Berlin Mommsenstraße eingeschult. Doch weder in dieser Volksschule, noch auf den beiden Real-Gymnasien in Berlin Zehlendorf und Berlin-Tempelhof, die ich später besuchte, hatte ich damals irgendwelche Schwierigkeiten mit meiner jüdischen Abstammung. Es kümmerte sich einfach niemand darum, ob ich nun jüdisch, evangelisch oder katholisch war. Das spielte praktisch einfach überhaupt keine Rolle.

So wurde ich 1930 - ich war gerade 14 Jahre alt - sogar vom 'Jungdeutschen Orden', einem 'nationalen Wehrverband' der völkischen Jugendbewegung, wie das damals hieß, eingeladen beizutreten; was ich auch tat, und zwar mit Begeisterung. Wir machten Geländespiele, sprachen vom 'deutschen Wehrgeist im feldgrauen Kleid' und klopfen die vielen anderen deutschen Sprüche, die damals so üblich waren. Und zwei Jahre später - also noch vor der 'Machtergreifung' Hitlers - wurde ich dann als Mitglied des 'Jungdeutschen Ordens' dazu ausersehen, dem Reichspräsidenten

Hindenburg zu seinem 85. Geburtstag einen Blumenstrauß zu überreichen; worauf ich natürlich wirklich mächtig stolz war.

Im gleichen Jahr zogen wir auch um in eine Mietwohnung in der Königsgräzer Str.75/76 am Halleschen Tor, in der mein Vater auch seine Anwaltspraxis hatte. Ich ging dort auf's Friedrich Realgymnasium. Die meisten Mitschüler waren 'echte Berliner' aus dem Bezirk Tempelhof und Umgebung, unter denen ich mich enorm wohlfühlt habe. Aber da ich keinen Berliner Jargon sprach (wat ik natürlich ooch kann, wenn ik dat will), fiel ich unter meinen Schulkameraden natürlich etwas auf. Aber ansonsten hatte ich damals viele Freunde, die mich in ihre Familien einluden und die auch zu uns nach Hause kamen, wo sie sich dann immer zu ihrem besten Benehmen verpflichtet fühlten. Denn irgendwie gehörten wir wohl doch nicht zur selben sozialen Schicht. Auch meinen Lehrern fiel natürlich auf, daß ich mich besonders gut mündlich und schriftlich auszudrücken verstand, so daß meine Aufsätze in der Klasse oft vorgelesen wurden, weil sie angeblich so gut waren. Das 'Hallesche Tor' war eben nicht Berlin-Zehlendorf, wo die meisten Bewohner preußische Beamte und Führungsoffiziere waren. Dennoch habe ich mich dort viel mehr zuhause gefühlt als unter den Leuten in Zehlendorf, wo ich vorzuspielen hatte, daß ich etwas bin, was ich dann ihres Erachtens doch nicht war: ein richtiger Deutscher.

2. Erinnerungen an das 'Dritte Reich'

Und dann kam der 30. Januar 1933: die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler. Voller Erwartung eilte ich zur Wilhelmstraße und sah, wie die SA mit Fackeln und Musik vorbeimarschierte, sah Hindenburg am Fenster stehen, sah Hitler, der die Massen begrüßte, - und erlebte den "sinnlosen Taumel der Begeisterung", wie das - ich glaube, Goebbels - einmal genannt hat. Natürlich waren auch wir begeistert, denn wir waren ja national erzogen und hielten daher das "Dritte Reich" für die logische Weiterentwicklung der deutschen Nation.

Der Anfang: 'Judenboykott' und 'Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums'

Doch schon 2 Monate später, am 1. April 1933, kam es zum sogenannten "Judenboykott" mit besonderen Aktionen gegen jüdische Ärzte und Juristen, in deren Folge u.a. fast alle Schilder von Ärzten, jüdischen Rechtsanwälten und Geschäften mit dem Wort "Jude" beschmiert wurden.

Uns persönlich war allerdings zunächst noch nichts passiert. Aber schon allein die Vorstellung, daß meine Schulkameraden, die mich manchmal nach Hause begleiteten, nun vor unserer Wohnung ein Schild mit der Aufschrift "Jude" entdeckt hätten, war furchtbar. Damals war ich in der Obertertia und der Gedanke, ich könnte ein Jude sein, war bei meinen Klassenkameraden gar nicht erst

aufgekommen; schließlich nahm ich ja - wie alle anderen - am Unterricht in evangelischer Religion teil.

Nur eine Woche später, am 7. April 1933, kam es jedoch schon zu weiteren Diskriminierungen der Juden durch ein Gesetz 'zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums'; mit Berufsverboten gegen Beamte marxistischer Gesinnung und/oder jüdischer Herkunft; allerdings noch mit Sonderregelungen für jüdische 'Frontkämpfer' des Ersten Weltkrieges.

Danach war mein Vater zwar vorerst noch weiterhin als Rechtsanwalt tätig, aber seine Mandanten befürchteten bereits, daß sie ihre Prozesse aufgrund der Tatsache, daß mein Vater anscheinend jüdischer Herkunft war, verlieren könnten. Obwohl sie ihn also nicht sogleich selbst boykottierten, so gingen sie doch zumindest mit neuen Streitfällen zu anderen Rechtsanwälten. Viele wollten auch einfach nicht, daß sie dabei gesehen würden, wie sie zu einem Rechtsanwalt jüdischer Herkunft gehen. Einige von ihnen haben sogar versucht, das meinem Vater zu erklären und sich für ihr Verhalten ihm gegenüber entschuldigt. Jedenfalls ging die Praxis meines Vaters daher schon bald immer weiter zurück, so daß er in seinem zynischen Humor meinte: "Mein Sprechzimmer ist eben ein Wartezimmer: ich warte auf Mandanten." Da aber mein Vater andererseits auch nicht jüdisch im herkömmlichen Sinne war, hatte er natürlich auch keine jüdischen Mandanten. Er saß also - wie man so sagt - zwischen zwei Stühlen. Dennoch war er ab 1934/35 de facto nur noch für Juden zuständig und in Ausübung seines Berufes auch rechtlich sehr eingeschränkt; denn man hatte ihm mitgeteilt, daß 'Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Reichsberufsbeamtentums' seine 'Zulassung zum Amtsgericht 123 Berlin mit sofortiger Wirkung entzogen' worden sei. Unterschrift: Freisler, Justizoberinspektor³.

Politischer Opportunismus

Wie die Nazis damals Erfolg hatten, zeigt sich auch am Fall meiner Tante 'Susi'. Denn nach ihrer Hochzeit war das junge Paar schon sehr bald nach Breslau gezogen, wo ihr Mann, Hans Hesse, gemeinsam mit seinem ehemaligen Studienkamerad Buchwald ein Architekturbüro eröffnete. Doch die Firma ging während der Welt-Wirtschaftskrise Anfang der dreißiger Jahre nur sehr langsam voran. Herr Buchwald trat daher der NSDAP bei und wurde später sogar Standarten-Führer der SA. Nach der "Machtübernahme" Hitlers ging es dann mit der Firma auch tatsächlich zunächst enorm bergauf; doch schon bald gab es wegen der Tante Susi wieder neue - diesmal ernsthafte politische - Schwierigkeiten; denn Tante Susi war, obgleich christlichen Glaubens - wie wir alle - "nicht arisch" und daher wurden die großen Aufträge seitens der Regierung einfach nicht länger erteilt. Herr Buchwald drängte daraufhin den Hans, sich scheiden zu lassen; der aber weigerte sich zunächst, zumal sein Vater, ehemaliger Generalmajor und Träger des Ordens 'Pour le Mérite', eine Scheidung

³ Dabei wurde dem Rechtsanwalt und Notar Dr. Ernst Salomon in Kleinmachnow noch am 25. Juni 1935 (!) vom Landrat des Kreises Teltow zur Erinnerung an den Weltkrieg das vom Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg gestiftete "Ehrenkreuz für Frontkämpfer" verliehen.

entschieden ablehnte. - Bis 1940, dann gab auch Hans Hesse dem politischen Druck der Nazis nach und trennte sich von seiner Frau Susi.

Erst 'freiwilliger Arbeitsdienst', dann Lehrling in 'jüdisch-versippter' Firma

Im April 1934 habe ich die Schule - ein Jahr vor dem Abitur - verlassen, da mir damals schon klar wurde, daß mir das Abitur nur noch wenig nützen würde und daß es sinnvoller war, einen praktischen Beruf zu erlernen, um bessere Chancen zu haben, ins Ausland zu gehen. Um jedoch zunächst einmal Zeit zu gewinnen, trat ich dann am 20. April 1934 - was man heute ja kaum noch glauben kann - dem 'freiwilligen Arbeitsdienst' bei, der dann später, Mitte 1935, zum 'Reichsarbeitsdienst' wurde, einer staatlichen, nationalsozialistisch beeinflussten Einrichtung, durch die alle, die über 18 Jahre alt waren, zu einem sechsmonatigen Arbeitseinsatz mit militärisch organisiertem Lagerleben als 'Ehrendienst am Deutschen Volk' verpflichtet wurden.⁴ Als man mich dort jedoch aufgrund meines Namen routinemäßig fragte, ob ich etwa Jude sei, sagte ich natürlich: "Nein", weil ich ja nun auch wirklich keiner war. Jedenfalls wurde ich nun ein freiwilliger Arbeitsmann im Arbeitsdienst. "Wer unter diesem Zeichen diente, hat bewiesen, daß er bereit ist, zu wirken für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes". So hieß der Spruch auf unserem Ausweis - unter Symbolen von Ähren, Spaten und Hakenkreuz. Ich hatte zwar schon nach 6 Monaten meiner Arbeitsdienstpflicht genügt, doch hatte es mir so gut gefallen, daß ich trotz des geringen Lohns von 25 Pfennigen am Tag noch ein weiteres halbes Jahr angehängt habe. Aufgrund der Tatsache, daß ich eine höhere Schulbildung hatte, hätte ich später eventuell sogar befördert werden können. Doch obwohl ich dazu 1935 noch zu jung war, durfte ich doch zumindest schon mal Posten übernehmen, die mir Freude machten, wie z.B. den des Wachhabenden; und ich glaube, daß es kaum einen anderen Arbeitsmann gab, der den Spaten mit größerer Freude und Korrektheit geschlagen hat, als ich.

Doch dann, als ich dann 1935 aus dem Arbeitsdienst entlassen wurde und auf die Universität gehen wollte, mußte ich erkennen, daß ich - nachdem die "Nürnberger Gesetze" erlassen worden waren - nun nicht einmal mehr studieren durfte.⁵ Andererseits wollte ich auch nicht zu Hause herumsitzen und nichts tun. Die Lösung des Problems bot ein Freund meines Vaters, ein Herr Lehmann, der Vertreter einer Hutlederfabrik war und außerdem seine eigene kleine Werkstatt zur Herstellung von Hüten in der Flensburger Straße besaß. Bei ihm durfte ich dann als Lehrling anfangen. Natürlich war das keine Lebensaufgabe für mich; aber da ich inzwischen bereits 18 Jahre alt geworden war,

⁴Das Gesetz über den Reichsarbeitsdienst (RAD) vom 26.06.1935 legte eine halbjährige Arbeitsdienstpflicht für alle Personen im Alter von 18-25 Jahren fest. Zunächst war vorher ein freiwilliger Arbeitsdienst (FAD) organisiert worden. Näheres zum Reichsarbeitsdienst siehe: Kammer/Bartsch 1992, S.158f

⁵Bei den sogenannten 'Nürnberger Gesetzen', die am 15.9.1935 in Kraft traten, handelt es sich (a) um das 'Reichsbürgergesetz', nach dem nun nur noch Staatsbürger deutschen und artverwandten Blutes Reichsbürger sein konnten, und (b) um das 'Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre', das unter anderem vor allem die 'Eheschließung zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen und artverwandten Blutes' verbot. E.-G.Salomon bezieht sich also offenbar auf Auswirkungen des Reichsbürgergesetzes; einen 'numerus clausus für jüdische Studenten und Schüler' gab es allerdings schon seit dem 25.4.1933 (siehe W.Benz 1981, S.739)

mußte ich wenigstens nicht mehr zur Berufsschule gehen, sondern konnte meine Lehrlingsprüfung vor der Industrie- und Handelskammer ablegen, ohne vorher überhaupt eine entsprechende Berufsausbildung gehabt zu haben.

Natürlich war auch diese Firma 'jüdisch versippt', wie das damals hieß; d.h. auch Herr Lehmann war nicht arisch im Sinne der damaligen Gesetze, sondern - genau wie wir - Christ jüdischer Herkunft. Er war ein sehr gütiger und doch zugleich auch strenger Meister; und da er nicht gerade großzügig war, bekam ich nur ein minimales Lehrlingsgehalt. Aber als ich dann meine Prüfung abgelegt hatte, behielt er mich und mein Monatsgehalt stieg von 20 Mark auf 120 Mark. Das war zwar nicht genug, um große Sprünge zu machen, aber man kam damit durch. Insgesamt war ich 2,5 Jahre kaufmännischer Angestellter bei dieser Firma; bis zu meiner 'Auswanderung'. Meine Aufgabe bestand vor allem darin, zu Konsulaten zu gehen, um Visa zu besorgen, damit mein Chef Geschäftsreisen nach Frankreich machen konnte.

Inzwischen war ich von zu Hause ausgezogen und hatte mir gemeinsam mit meinem Bruder Gerd in der Nähe des Kurfürstendamms ein möbliertes Zimmer gemietet. Doch Gerd, der den Beruf des Mechanikers ergriffen hatte und sah, daß es für ihn in Deutschland keine Zukunft gab, wollte natürlich so schnell wie möglich raus. Und tatsächlich bekam er dann auch durch unseren Onkel Fritz, einem Bruder meines Vaters, der schon damals nach Italien geflüchtet war, eine Lehrstelle bei einer Firma in Mailand. Unsere damalige Berliner Zimmerwirtin, eine Kinderärztin jüdischer Herkunft, die bis dahin 50 Mark für unser gemeinsames Zimmer genommen hatte, meinte, daß ich, 'wo ich doch nun nur noch einer sei', nun auch nur 25 Mark für das Zimmer zu zahlen hätte. Dennoch: Ich vermisse Gerd sehr, denn wir haben uns immer gut verstanden.

Erinnerungen an die "Reichskristallnacht"

Dann kam der "große Tag", der 9. November 1938, mit der sogenannten "Reichskristallnacht". Aus irgendeinem fadenscheinigen Grund hatte man meinen Chef an diesem Tag ins KZ Oranienburg gebracht; als einen von rund 30.000 deutschen Juden, die damals z.Z. der 'Kristallnacht' in Konzentrationslager kamen. Dabei war Herr Lehmann deutscher Offizier im 1. Weltkrieg gewesen und inzwischen bereits über 50 Jahre alt.

Ich hatte mich zwar schon vor der 'Kristallnacht' mit dem Gedanken befaßt, auszuwandern, aber die Frage war: "Wohin?". Geld hatte ich nicht, Beziehungen hatte ich auch keine und neue Beziehungen anzuknüpfen, war sehr schwer. Ich hatte daher zu einer Vereinigung Kontakt aufgenommen, die "Reichsverband nicht-arischer Christen" hieß und sich später, als die Bezeichnung 'Reichsverband' von den Nazis verboten wurde, in "Paulusbund" umbenannt hatte. Dort erhielt ich die Adresse von einem Pastor Grüber, ein - wie sich später herausstellte - Heiliger im wahrsten Sinne des Wortes, der für die Arbeit, die er für sogenannte 'nicht-arische Christen' lei-

stete, am Ende sogar ins Konzentrationslager kam. Dieser Pastor Grüber hatte mir geschrieben, daß in Australien ein Hilfsverein der lutherischen Kirche gegründet worden sei, um christliche Einwanderer jüdischer Herkunft aufzunehmen. Der Generalpräses dieser lutherisch-evangelischen Kirche in Australien war damals ein Pastor Dr. Stolz.

In der Nacht vom 9. zum 10. November hörte ich jedoch plötzlich Krawall in der Straße und daß Schaufenster in Stücke geschlagen wurden, vor allem auf dem Kurfürstendamm, wo es damals viele gediegene jüdische Geschäfte gab. Ich ging daher runter, um zu sehen, was da eigentlich los war. Sofort hatte ich das Gefühl, der liebe Gott stünde auf meiner Seite und eine innere Stimme sagte mir: "Geh nicht nach Hause, bleib auf der Straße, denn dort bist du sicherer!" Schließlich wollte ich mich - so kurz vor meiner Ausreise - nicht auch noch verhaften lassen. So lief ich also mit einer Meute von Menschen durch die Straßen, die immer wieder brüllten: "Juden raus! Deutschland erwache! Juda verrecke!" Bis plötzlich ein höherer Offizier der Wehrmacht mit seiner Frau die Straße entlang kam. Er schüttelte den Kopf und sagte mit lauter Stimme: "Eine Schande, was hier geschieht!" Das hörte irgendein Lausejunge und rief: "Wat, Du nimmst die Juden noch in Schutz?!" Daraufhin wandte sich der Offizier an einen Unteroffizier, der ebenfalls gerade hinzukam, und bat diesen, er möge seine Frau nach Hause bringen. Dann drehte er sich zu dem Mann, der ihn beleidigt hatte und sagte: "Jetzt stehe ich Ihnen zur Verfügung". Aber nichts geschah. Keiner nahm den Lausejungen in Schutz und keiner äußerte sich für den Offizier. Dennoch gab es wohl keinen, der den Offizier nicht für seine Zivilcourage respektiert hätte.

Die Ausreise nach Australien - ein Abschied für immer

Nach der 'Kristallnacht' kam ich gegen 10 Uhr morgens nach Hause. Eigentlich wollte ich damals gleich ins Büro gehen, aber aufgrund der Tatsache, daß ich die ganze Nacht auf der Straße verbracht hatte, ging ich erst später dorthin. In meiner Wohnung fand ich daher schon am Morgen zu meiner großen Überraschung einen Brief vom Auswanderungsbüro in der Meineckestraße 10, in der Nähe des Kurfürstendamm. Darin stand, daß auf Wunsch von Pastor Grüber für mich ein Schiff bereit stehe, und zwar die "BREMEN" vom Norddeutschen Lloyd. Voraussetzung sei jedoch, daß ich 50 engl. Pfund oder den Gegenwert in einer anderen Währung aufbringen könnte, als sogenanntes 'Vorzeigegeld' für Australien, damit die dortigen Behörden sehen könnten, daß ich ihnen nicht zur Last fallen würde. Ansonsten sei gerade eine Stelle auf einer Farm für mich freigeworden. Aber ich hatte natürlich keine 50 Pfund und auch keinen "Gegenwert"; denn was hier von mir erwartet wurde, war damals ein kleines Vermögen. Doch als ich dann in unsere Firma kam, sagte der Prokurist - mein Chef war ja während der Nacht abgeführt worden: "Wir bezahlen die Reise!" Und da ich natürlich auch noch etwas Taschengeld haben müsse, wolle man mir zusätzlich noch ein Monatsgehalt ausbezahlen. Das waren insgesamt 620,- Mark: 120 Mark Monatsgehalt und etwa 500 Mark als "Gegenwert" für die 50 engl. Pfund.

Außerdem mußte ich mir noch einen Reisepaß abholen, in dem ein großes 'J' für 'Jude' eingestempelt war. Als ich bei dem entsprechenden Amt ankam, standen die Leute dort schon Schlange. Ich war also offenbar nicht der Einzige, der zu dieser Zeit Deutschland verlassen wollte. Dann wurden wir nach und nach mit Namen aufgerufen. Aber sie riefen nicht 'Herr Salomon', sondern nur 'Jude Salomon'. Und vor mir stand ein mieser kleiner Angestellter, der die Leute wie die letzten Menschen behandelte, vor dem alle stramm stehen und laut sprechen mußten, wenn sie etwas gefragt wurden. - Aber am Ende bekam ich doch wenigstens meinen Paß.

Da ich sonst kaum weitere Reise-Vorbereitungen treffen mußte und außer einem legeren Anzug eigentlich nichts besaß, weil ich meine beiden guten Anzüge in eine chemische Reinigung gebracht hatte, die einem Juden gehörte, dessen Geschäft in der Nacht kaputtgeschlagen worden war, konnte ich noch am selben Tag einen Zug nach Bremen nehmen. - Es war der 10. November 1938.

Natürlich habe ich auch sofort meinen Vater angerufen und ihm mitgeteilt, daß ich nun endlich nach Australien ausreisen könne: „Und zwar noch heute. Der Zug nach Bremen geht bereits um 5 Uhr nachmittags“. Daraufhin kam mein Vater mit meiner Großmutter Harriette natürlich sogleich zum Bahnhof. Dort habe ich dann meinen Vater zum ersten Mal weinen gesehen, obwohl er doch sonst immer durch und durch ein preußischer Offizier gewesen war und uns auch dementsprechend behandelt hatte. Doch nun sprach er seinen Segen: "Gott segne und behüte Dich, mein Sohn, er sei Dir gnädig und schenke Dir Frieden!" - Es war - wie sich später herausstellen sollte - ein Abschied für immer.

Als ich dann - nach einer mit schier endlos erscheinenden Zugfahrt - endlich in Bremen ankam, mußte ich natürlich - wie alle anderen - zuerst einmal durch die Zoll- und Paßkontrolle, ehe ich auf's Schiff durfte. Dabei wurde unser Gepäck nach Devisen durchsucht. Aber ich hatte ja nur 'leichtes Gepäck'. Das einzige, was den Zollbeamten interessierte, war daher ein kleines 'Neues Testament', das ich einmal von Pastor Grüber bekommen hatte und in das er einen Segensspruch geschrieben hatte. Der Beamte blätterte es durch und schüttelte es, als ob da vielleicht doch noch Pfund-Noten herausfallen könnten. Dann drückte er meine Hand und sagte: "Es tut mir leid, daß ich diese dienstliche Pflicht habe. Ich wünsche Ihnen alles Gute und wenn Sie an Ihre Heimat eines Tages zurückdenken, dann hoffe ich, daß Sie diese Angelegenheit vergessen haben. Denn diese 'Typen', womit er offensichtlich die Nazis meinte, „haben keine Zukunft, Sie aber haben bestimmt eine Zukunft!“.

Dann kam ich auf's Schiff und im selben Moment war der ganze Nazi-Spuk vorbei. Es war - glaube ich - der 12. November 1938. Auf dem Schiff gab es nur ungefähr 30 Passagiere: einige jüdische Flüchtlinge und deutsche Geschäftsleute, die nach Übersee reisen mußten. Der Kapitän aß mit uns gemeinsam am Tisch, der Erste Offizier flirtete mit einer unserer Damen und die Stewards waren

von ganz herausragender Höflichkeit. Sie bedienten uns, als wären wir aus der Ersten Klasse. Man hätte auch auf einem internationalen Dampfer nicht besser behandelt werden können als auf diesem deutschen Schiff. Dabei war diese "Bremen" nur ein Frachtschiff von etwa 8000 t, das außerdem auch Passagiere mitnahm. Unsere Reise ging durch den 'Englischen Kanal', an den Kanarischen Inseln vorbei nach Südafrika und von dort nach West-Australien.- Alles nonstop.

3. Ein 'neues Leben' in Australien: die Kriegsjahre

Die Schiffsreise nach Australien dauerte ca 6 Wochen. Adelaide war der erste Hafen, den wir anliefen. Es war der 28. Dezember 1938. Der Präses der evangelisch-lutherischen Kirche, Pastor Stolz, hieß uns herzlich willkommen. Außerdem war dort noch ein deutscher Pastor Mützelfeld, bei dem ich zunächst für zwei Tage untergebracht wurde, 'ein liebenswürdiger und freundlicher Herr, treu deutsch und Anti-Nazi, der bereits 1934 wegen der jüdischen Herkunft seiner Frau Hitler-Deutschland verlassen hatte.

Auf einer Farm in Süd-Australien

Zwei Tage später kam dann Herbert Schilling, mein zukünftiger Chef von der Farm, auf der ich arbeiten sollte, um mich abzuholen. Er war deutscher Altlutheraner und puritanisch im wahrsten Sinne des Wortes.⁶ Irgendwelche menschlichen Freuden waren ihm offenbar völlig fremd; im Gegenteil, wenn jemand ins Kino gehen wollte, dann hielt er das schon für ein Vergehen. Jedes Buch außer der Bibel war inakzeptabel und Pastoren waren seiner Meinung nach alle dumm, weil sie nicht gut Holz hacken könnten. Er war hart gegen sich selbst und natürlich auch gegen seine Leute, die für ihn arbeiteten. Ich war damals der einzige, den er als Hilfskraft auf seiner Farm hatte, obwohl ich ja von Farmarbeit überhaupt keine Ahnung hatte. - Außerdem war die Farm riesig groß, größer als alles, was ich bis dahin gesehen hatte; ungefähr 1200 Hektar - mit Schafen, Weizen und Gerste, mit Traktoren und allem was dazu gehört. Sie lag in Tippara auf der Halbinsel York, rund 90 Meilen (oder 140 km) nord-westlich von Adelaide. Frau Schilling war eine typische Farmersfrau und immer nett zu mir. Ihre Kinder waren noch relativ klein; das älteste 11, das jüngste etwa 3 Jahre alt. Ich selbst mußte in einer Garage wohnen und schlief auf einem Bett, das eigentlich nur aus einem Eisengestell bestand. Möbel gab es nicht, nur Kisten und eine Petroleumlampe; und nachts gaben sich die Ratten und Mäuse ein Stelldichein.

Schon am nächsten Morgen gegen 5 Uhr wurde ich abgeholt, um Holz zu hacken. Es waren großen Baumwurzeln, die ich mit der Axt spalten sollte, und da ich nicht wußte wie man das macht und ich auch nicht gewohnt war, solche schwere Arbeit zu verrichten, lief mir schon bald das Blut die

⁶ Diese deutschen Altlutheraner waren bereits um 1840 aus religiösen Gründen nach Südastralien ausgewandert, da sie von den 'Reformisten' unter den evangelischen Christen in Deutschland nicht geduldet wurden.

Hände herunter. Obgleich mein Chef mit dem Ergebnis meiner Arbeit offensichtlich nicht zufrieden war, hat ihm doch zumindest mein guter Wille und mein Fleiß imponiert. Familienanschluß hatte ich natürlich nicht, und es war auch schwierig für mich, andere Kontakte außerhalb der Farm zu finden, denn ich hatte ja kein Auto, ja nicht einmal ein Fahrrad. Das Einzige, was ich durfte, war am Sonntag zum Gottesdienst zu gehen. - Mein Lohn betrug 5 Schilling die Woche, bei freier Unterkunft und Verpflegung. Das Essen war allerdings sehr einfach: kaltes gekochtes Fleisch, meistens Hammelfleisch; Butter gab's nicht, nur selbstgekochte Marmelade. Auch Limonade oder Sodawasser gab es nicht, nur Wasser oder Tee. Zum Frühstück fand ich meinen Tee auf der Treppe, während der Chef mit seiner Frau und den Kindern im Hause frühstückte.

Von Pastor Mützelfeld hatte ich erfahren, daß auch mein Bruder Horst nach Australien kommen würde und daß man ihn jeden Tag erwarte; aber niemand konnte mir sagen, wann und wo. So kam es, daß Horst - als ich mal wieder wie üblich zur Kirche ging - im März 1939 plötzlich vor mir stand, hoch zu Roß, denn er war auf der Farm des Bruders meines Chefs untergekommen, ebenfalls eine alte Pionierfamilie deutscher Herkunft. Mein Chef und dessen Bruder hatten aller vorher genau besprochen: "Nimmst Du einen - nimm' ich auch einen."⁷

Ungefähr im Juni/Juli 1939 kam dann schließlich auch noch mein Bruder Gerd an. Daß Gerd aus Italien nach Australien kommen wollte, hatte ich zwar vorher schon durch Briefe erfahren, aber ich wußte wiederum nicht wo und wann. Doch auch er wurde - genau wie Horst und ich - auf eine Farm geschickt; und zwar zu einem Herrn Wurst, ebenfalls deutscher Herkunft und echter Alt-Lutheraner. Ich bat daher meinen Chef, beim nächsten Mal mit nach Adelaide fahren zu dürfen, um dort meinen Bruder wiederzusehen ;seit 1936 zum ersten mal.

Doch Gerd war nicht ganz so geduldig wie ich und fühlte sich schon bald auf der Farm nicht mehr wohl. Er versuchte daher schon ziemlich bald, irgendwie wegzukommen. Es gelang ihm schließlich auch, eine Stelle auf einer 'Mixedfarm' bei einer Familie Müller in der Nähe von Loxton zu bekommen; wo dann auch noch eine Stelle für mich frei war. Die hatten Schafe, Pferde, Kühe und Schweine und bauten auch noch Gemüse an. Wir haben Kartoffeln gesät und geerntet und statt mit einem Traktor haben wir mit 8 Pferden gepflügt. Auch der Horst ist von Schillings weggegangen und anschließend - mit Familienanschluß - auf einer Gemüsefarm im Barossa Valley untergekommen.

Inzwischen hatten wir auch Bekannte aus der Gegend und einer meinte: "Warum geht ihr nicht in die Fruchtpflücke? Dort könnt ihr für gutes Geld als 'Saisonarbeiter' Weintrauben pflücken: 4 Pfund und 10 Schilling (das waren damals rund 90 Reichsmark) pro Woche. Je mehr ihr macht, umso mehr verdient ihr." - So kamen wir - Anfang 1940 - in die Stadt Loxton, 200 km nordöstlich

⁷ Ausführlicherer Bericht über die von den Nazis erzwungene 'Odyssee' von Horst Salomon in: M.Brusten 1992,S.9ff

von Adelaide am Murray River und nahmen dort ein Zimmer bei den Gebrüdern Hoffmann, deutsch-jüdische Flüchtlinge aus Aurich in Oldenburg. Der eine, Hermann Hoffmann, war Schlachtermeister und hatte von einem Australier einen Metzger-Laden gekauft und diesen dann zusammen mit seinem Bruder recht erfolgreich geführt. Diese Hoffmanns waren 1 Jahr zuvor nach Australien gekommen und hatten einen jüdischen Freund, Bill Cohen, einen wahren "Hansdampf in allen Gassen", mitgebracht. Der sah aus wie ein Berber und war - weil er so stark war - sehr beliebt, denn so etwas imponiert den Australiern. Wir haben dort Weintrauben gepflückt und gutes Geld verdient; und da wir keine Familie zu ernähren hatten und auch für die Unterkunft nichts zahlen mußten, hatten wir dort von Januar bis März 1940 ein gutes Leben.

Nach Ende der Traubenernte fuhren wir dann auf gut Glück nach Adelaide und haben uns dort ein Zimmer gemietet. Per Zufall machte ich dann bei einer Geselligkeit die Bekanntschaft mit dem Sohn eines sehr hohen Beamten des Landesrechnungshofes von Süd-Australien, der sich sehr für unser Leben und unseren Werdegang interessierte und wissen wollte, wie er uns helfen könne, und mir dann die Gelegenheit zu einem Gespräch in einer Firma gab, die ursprünglich Springbrunnen gemacht hatte, nun aber - während des Krieges - 'Trainingsbomben' herstellte. Da man dort sogleich bereit war, mich einzustellen, habe ich auch von meinen beiden Brüdern gesprochen und gefragt, ob die eventuell auch kommen könnten? So kam es, daß wir schließlich alle Drei in dieser Munitionsfirma gearbeitet haben: Horst an einer automatischen Drehbank, Gerd an einer normalen Drehbank und ich als 'Farb-Spritzer'. Das war ungefähr im April 1940, kurz vor dem deutschen Angriff auf Frankreich.

Internierung als 'enemy alien'

Als dann die Engländer - und mit ihnen viele Australier - glaubten, daß der Krieg für die Alliierten verloren gehen könnte, kam es in Adelaide zu einer großen Welle von Ausländerfeindlichkeit, bei der viele Ausländer bei Nacht und Nebel aufgegriffen und in Internierungslager gesteckt wurden.⁸

⁸ Die ersten Internierungen von 'enemy aliens' in Australien hatte es schon gleich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges gegeben. Darüber hinaus waren aufgrund der zum Schutz der 'Inneren Sicherheit' und zur Regelung des Umgangs mit 'verdächtigen Personen' erlassenen 'National Security Act 1939' alle Ausländer verpflichtet, sich bei der Polizei registrieren zu lassen, und in ihrer Freiheit eingeschränkt worden; der Besitz von Autos, Waffen, Booten, Kameras, Kurzwellensender und Telefonen war ihnen untersagt. Im März 1941 wurde dann die erste 'National Security Organization' Australiens eingerichtet, deren Aufgabe es u.a. war, alle Ausländer in Australien zu überprüfen, was u.U. auch ihre Internierung unter Bewachung durch die Armee einschloß. Im September 1942 wurde schließlich ein 'Alien Classification and Advisory Committee' geschaffen, dessen Aufgabe vor allem darin bestand, die Ausländer in Australien gemäß den 'National Security Regulations' vom Februar 1942 in verschiedene Kategorien einzuteilen: 'allied nationals', 'enemy aliens', 'neutral aliens' und 'refugee aliens', wobei die 'Aliens Tribunals', die eingerichtet wurden, um die 'Gefährlichkeit' einer Person zu beurteilen, durchaus zugeben mußten, daß unter den vorliegenden 'Verdachtsgründen' durchaus auch 'erroneous impressions' sein könnten. Aber selbst wenn alle diese Maßnahmen angesichts der vielfältigen Versuche Nazi-Deutschlands, im fernen Australien zumindest ideologisch Einfluß zu gewinnen, durchaus berechtigt erscheinen und aus australischer Sicht auch in erster Linie einer Beeinträchtigung seiner 'war efforts' vorbeugen sollten und nicht als Bestrafung der davon betroffenen Personen gedacht waren, so mußten sie

Vor allem natürlich Deutsche und Italiener. Unter ihnen auch Horst, der damals gerade 20 Jahre alt war. Doch die Internierung geschah ziemlich wahllos. So hatten wir z.B. einen Freund, der hieß Peter von Klemperer und war der Sohn eines Direktors der Dresdner Bank. Ihn hat man interniert wegen des "von"; denn "von" bedeutete für die Australier 'Junker' und Junker wurden sofort interniert. Ein anderer, der hatte auf Briefe an seine Eltern immer "Herrn Geheimrat ..." geschrieben; den hielten die Australier nun für ein Mitglied der "geheimen" Staatspolizei, und der wurde daher auch interniert. Selbst Pastor Zinnbauer wurde interniert; sein Vater war Jude, er selbst zunächst katholisch und dann evangelisch. Das war den Australiern zu 'wetterwendisch' und daher auch verdächtig. Warum allerdings Horst zwei Jahre lang interniert wurde, wissen wir bis heute nicht. Er war sogar zunächst in einem Lager für Nazis, d.h. in einem Lager, in dem z.B. deutsche hitlerbegeisterte Seeleute untergebracht waren. Es könnte sein, daß man Horst dort interniert hatte, weil er damals Hitlers Stimme - so zum Scherz- gut imitieren konnte und viele Passagen seiner Reden auswendig kannte. Vielleicht hat dies irgend jemand als 'pro-nazi' mißverstanden und Horst angezeigt.

Gerd und ich wurden jedenfalls nicht interniert; doch auch unsere Wege trennten sich bald. Denn während Gerd glaubte, er könne mit seinen Kenntnissen an der Drehbank in einer anderen Firma eine bessere Stellung bekommen, trug ich mich mit dem Gedanken, Soldat zu werden; schließlich wollte ich zum einen nicht zurückstehen, wenn alle unsere australischen Freunde zur Luftwaffe oder zur Armee eingezogen wurden, zum anderen wollte ich auch gegen die Propaganda gewisser Kreise angehen, die die Australier gegen uns Deutsche aufhetzten mit dem Argument: "Ihr Australier geht in die Fremde und verblutet, während diese Ausländer hier mit euren Mädchen herumsitzen". Nicht zuletzt aber wollte ich auch Soldat werden aufgrund unserer eigenen Familientradition und weil mir ganz klar war, daß ich eines der ersten Opfer dieser Nazis sein würde, falls der Krieg für die Alliierten verloren ginge. Um das zu vermeiden, wollte ich mich lieber mit der Waffe in der Hand verteidigen; gegen die Nazis - nicht gegen die Deutschen. - Aber ich wurde nicht angenommen, weil ich noch nicht "naturalisiert" war, d.h. weil ich noch kein australischer Staatsbürger war und immer noch als "feindlicher Ausländer" galt.

Vom australischen "Volkssturm" zum 'Labour-Corps'

Erst Ende 1941, als die Japaner in den Pazifik-Krieg eintraten und auf einmal jeder zur Verteidigung des Landes willkommen war, wurde schließlich auch ich genommen. So kam es, daß ich zuerst fast 2 Jahre lang im australischen "Volkssturm" gedient habe; oder genauer: im 'Voluntary Defence Corps' (VDC). Eigentlich war das nur ein 'Teilzeit-Job' mit Wehrübungen nach getaner Arbeit und an Wochenenden; und einer Ausbildung an Mörsern für den Notfall, falls die

doch vor allem die aus Nazi-Deutschland geflohenen Juden sehr bedrückten. Siehe zu den hier angerissenen politischen 'Hintergründen' vor allem: G.Kinne 1980

Japaner nach Australien kommen sollten. Für mich war das praktisch alles genau dasselbe wie früher im "Jungdeutschen Orden".

Im August 1943 wurde mir dann gesagt, daß ich aufgrund meiner guten Führung beim VDC auch in die australische Armee eintreten könnte. So wurde ich dann am 22. September 1943 Soldat bei der Heimattruppe und damit leider noch immer nicht bei den Australian Imperial Forces (AIF). Nach der Grundausbildung mit der Waffe wurde ich dann jedoch zu meiner großen Empörung sogar in ein 'Labour Corps' gesteckt. Dort trugen wir zwar auch die australische Uniform, waren aber immer noch Soldaten ohne Waffen. Ich aber wollte gerne in die AIF. Doch mein Kompanie-Chef meinte: "Sieh mal, Du bist Ausländer, offiziell sogar 'feindlicher Ausländer'. Die australischen Soldaten werden Dich daher niemals als Kameraden anerkennen; und obgleich Du befähigt wärest, eine Offizierskarriere einzuschlagen, wirst Du nicht mal Gefreiter werden." - Das hat mich damals sehr belastet.

Im Februar 1944 wurde ich dann jedoch zumindest schon mal umklassifiziert: von 'Enemy Alien' in 'Refugee Alien' und bekam dann - ein Jahr später - im März 1945 auch die Möglichkeit, in die Australian Imperial Force (AIF) einzutreten. Damit durfte ich nun endlich auch ein weißes Hutband tragen und weiße Gamaschen, und wenn man in dieser Uniform durch die Stadt ging, dann war man wer. Aber da ich nur 'basic-training' hatte, und deshalb noch einen weiteren Kursus belegen mußte, befürchtete ich schon, daß der Krieg vorüber sein könnte, bevor ich überhaupt an die Front kommen würde.

Wiederum ein Jahr später wurde ich dann - bis dahin 'staatenlos' - am 16. April 1945 (Datum des 'Certificate of Naturalization') endlich auch australischer Staatsbürger und hatte damit - nach dem Treueschwur gegenüber seiner Majestät, König George VI. - auch alle Rechte und Pflichten eines britischen Staatsangehörigen.

"Versuchskaninchen" im Kampf gegen die Malaria

Ich habe mich daraufhin sofort freiwillig zur Medical Research Unit (MRU) der australischen Armee in Cairns gemeldet, ganz im Norden von Queensland. Dort gab es ein Hospital, in dem Versuche gemacht wurden, um die Malaria zu bekämpfen, die den Australiern und allen Alliierten große Sorgen bereitete, denn sie war eine furchtbare Gefahr, vor allem in tropischen Gegenden. Damals gab es als Gegenmittel nur Atabrin. Davon bekamen die Leute dann immer eine grüne Hautfarbe, so daß sie aussahen wie der Tod auf Latschen, denn Atabrin hat die Infektion nicht verhindert, sondern nur unterdrückt. Das heißt, sobald sie aufgehört haben, das Medikament zu nehmen, brach die Malaria aus und die Leute wurden schwer krank und haben dann sehr oft ihren Heimaturlaub im Hospital verbringen müssen. Die australische Regierung war daher sehr daran

interessiert, daß hier Fortschritte gemacht würden, um diese furchtbare Krankheit zu verhindern. So kam es zu den Versuchen mit dem neuen Mittel Palodrin. Das war damals wirklich revolutionär und wir haben deutlich erkennen können, daß unser Beitrag als 'Versuchskaninchen' der australischen Armee nicht umsonst gewesen ist.

Als 'Versuchskaninchen' mußten wir unsere Hand in einen Käfig mit Glühbirne stecken und uns von Moskitos stechen lassen. Daraufhin wurden dann die meisten von uns krank, so auch ich; ich hatte sogar das, was man M.T. nennt, also den "malignant type" der Malaria, der tödlich sein kann. Auf der anderen Seite war diese Art der Malaria nicht "recurrent", d.h. sie wiederholte sich nicht Jahr für Jahr. Es war vielmehr ein einmaliger schwerer Fall, und - wenn sie auskuriert war -, war die Sache damit auch erledigt. Wir wurden also zuerst mit Malaria infiziert und haben anschließend Palodrin bekommen, um zu erproben, ob und wie es hilft. Dort war ich von Juni 1945 bis Februar 1946. - Zum Abschluß erhielten wir dann als Anerkennung für unseren Beitrag zur Bekämpfung der Malaria ein persönliches Schreiben vom Oberkommandierenden der australischen Armee mit Würdigung unseres Beitrages durch eine Meldung im 'großen Heeresbericht' sowie die Berechtigung, einen entsprechenden Orden zu tragen.

4. Die berufliche Karriere: vom 'Wurstladen' zum 'Exportmanager' der Fleischindustrie

Im September 1946 wurde ich aus dem Heer entlassen. Damals hätte ich zwar mit den australischen Besatzungstruppen noch nach Japan gehen können, da ich aber inzwischen schon 29 Jahre alt geworden war, dachte ich, daß ich nun mal was Vernünftiges mit meinem Leben anfangen müßte.- Aber was?! Einer meiner damaligen Freunde, Tom Gara, der mit mir im selben Zelt wohnte, war Ungar und meinte, daß die Ungarn immer große Liebhaber des guten Essens gewesen seien und er daher sehr gerne irgendwie eine Art ungarische Salami machen würde. Er selbst sei zwar nur Buchhalter von Beruf, aber was man lernen wolle, das könne man ja wohl auch lernen. Ob ich nicht sein Partner in einem solchen Unternehmen werden wolle? Doch wie? Ohne Geld?!

Der Zufall wollte es, daß ich genau zu diesem Zeitpunkt während meines Entlassungsurlaubs in Adelaide den Bill Cohen wiedertraf, meinen alten Bekannten aus dem Wurstladen der Hofmanns in Loxton, und es dauerte nicht lange, bis wir uns einig waren, daß wir irgend etwas zusammen machen sollten. Der Zufall wollte es außerdem, daß ausgerechnet ein Bekannter von uns seinen Wurst-Laden in Adelaide wieder verkaufen wollte und Bill die erste Chance gab, ihn zu kaufen. Da aber nur der Tom Gara etwas Geld hatte, nicht aber der Bill und ich, habe ich meinen Bruder Gerd angepumpt, der inzwischen amerikanischer Offizier⁹ geworden war und mir ohne mit der Wimper

⁹ Gerd Salomon war 1943 zur amerikanischen Marine in Australien gegangen, wurde 1948/49 Bürger der USA und diente in der amerikanischen Marine als Chef-Ingenieur (im Range eines Kapitäns zur See) bis zu seinem Tod auf hoher See im Jahre 1958.

zu zucken sein Sparbuch schickte; mit den Worten: "Heb' ab soviel Du brauchst". So habe ich mir dann bei Gerd 300 Pfund geborgt - was damals schon fast ein kleines Vermögen war. Doch obwohl auch der Bill kein Geld hatte, wurde er trotzdem unser Geschäftspartner, schließlich war er ja unser einziger Fachmann auf dem Gebiet des Wustmachens. Kurz und gut: wir haben den Laden letztendlich gemeinsam gekauft und Bill wurde unser Lehrmeister. Doch dann, eines schönen Tages im Frühjahr 1947 - hatte Bill, dieser Hüne, Schmerzen im Rücken, ging zu Dr. Kaufmann, einem befreundeten jüdischen Arzt aus Hamburg und erfuhr dort, daß er einen bösartigen Tumor hatte. Und schon wenige Monate später war er tot.

Zum großen Geschäft mit 'europäischer Wurst' kam es jedoch erst, als die ersten Neueinwanderer aus Polen, der Ukraine und dem Baltikum nach Australien kamen; denn die hatten fast alle Deutsch gelernt in den Lagern, in denen sie gewesen waren, oder von Bauern, bei denen sie arbeiten mußten. Und wenn ein Ukrainer sich mit einem Polen oder einem Litauer unterhalten wollte, dann geschah dies meist auch auf Deutsch; wenn auch mit starkem Akzent. Diese Leute kamen nun in unseren Laden, weil sie gehört hatten, daß wir Deutsch sprachen, und haben gefragt, ob wir nicht auch europäische Wurst herstellen könnten. Das brachte mich auf den Gedanken, nun auch nach einem deutschsprachigen Fleischer Ausschau zu halten. Den habe ich dann auch tatsächlich gefunden. Es war ein junger Mann, der damals zwar noch für die Eisenbahn arbeitete, der uns aber imponierte. Er hieß Michael Smyk, kam aus der Ukraine, sah gut aus und war ein Wurstmacher, der sein Fach verstand. Er schlug vor, eine polnische Knoblauchwurst zu machen und ich war einverstanden. Doch als wir dann wenig später nachfragten, wie weit er mit seiner Wurst sei, hatte er doch tatsächlich schon 250 kg Wurst produziert, obwohl wir zunächst doch nur einige Wurstringe hatten haben wollen. Nun blieb uns natürlich nichts anderes übrig, als zu versuchen, das ganze Zeug zu verkaufen. Ich bin daher kreuz und quer durch Adelaide gefahren, um unsere neuen Delikatessen in den verschiedenen Fleischgeschäften loszuwerden. Doch die Antwort war überall die gleiche: "Wenn die Pollacken nicht mögen, was wir hier machen, dann sollen sie zurückgehen, wo sie hergekommen sind. Nach solchen Knoblauchwürsten stinkt ja nur der ganze Laden!"

Mrs. Hill und die 'Neu-Australier'

Nur eine einzige Frau, eine Mrs. Hill, deren Namen ich nie vergessen werde und die ein kleines Geschäft im Zentrum von Adelaide (King William Street, Ecke Hindley Street) hatte, meinte: "Ich habe hier sehr viele Emigranten als Kunden, die bei mir Milch und Brot kaufen; vielleicht sind die auch an Ihrer Wurst interessiert? Wieviel Wurst haben Sie denn überhaupt vorrätig?" Ich sagte: "500 Pfund". - "Die nehme ich"; antwortete sie. "Bitte nicht!"; versuchte ich sie zu warnen, „denn wahrscheinlich bleiben sie liegen und werden schlecht; so etwas lohnt sich dann weder für Sie noch für uns." Doch sie blieb konsequent: "Wenn ich etwas kaufe, dann lege ich es auf die Theke und bezahl' von vornherein den ganzen Posten. Wenn ich verliere, dann ist das mein Pech! Aber ich möchte gerne, daß Ihr eine Annonce in die Zeitung setzt und zwar auf Deutsch: "Liebe Neu-Austra-

lier, jetzt könnt ihr endlich von euren Landsleuten fabrizierte Wurst bekommen! Und zwar bei Mrs. Hill".

Schon am nächsten Tag bekam ich einen Telefonanruf von Mrs. Hill und ich war sicher, daß sie mich bitten würde, die Wurst wieder zurückzunehmen. Aber sie sagte: " Ich bin sehr zufrieden mit dem Wurstgeschäft; doch leider hatte ich nicht genug. Können Sie mir noch 'nen Posten 'rüber schicken? Doch wenn es geht - diesmal ein bißchen mehr!"

Die Nachfrage nach unserer Wurst wurde schließlich so groß, daß wir es in unserer kleinen "Fabrik" einfach nicht mehr schafften. Außerdem waren unsere Rauchanlagen sehr primitiv. Wir schmissen einfach einen Sack Sägemehl in die Räucherammer und wenn dieses abgebrannt war, dann war die Wurst geräuchert. Manchmal war es auch zu heiß draußen, so daß unsere Wurst praktisch vertrocknete. Doch jeder Gewichtsverlust am Fleisch ist natürlich auch ein Verlust an Qualität und bringt außerdem weniger Geld beim Verkauf.

Von 'Rosefield-Smallgoods' zum 'National Exportmanager'

Zufällig stand damals ganz in unserer Nähe in Adelaide-Kensington ein ziemlich großer Fleischerladen mit Freigelände zum Verkauf. Den haben wir für 3000 Australische Pfund erworben und dann - nach dem Umzug - neben unserem Laden eine kleine Wurstfabrik gebaut. Darin konnten wir nun auch endlich andere Sachen machen, wie z.B. Leberwurst und Bratwürstchen. Doch dann wurde der Michael plötzlich immer arroganter und spielte den Meister: "Aufräumen ist von nun ab nicht mehr meine Sache und ich arbeite auch nur noch weiter, wenn ich auch Partner werden kann! Wenn Ihr das nicht wollt, dann schmeißt mich doch raus!" - Es tat mir zwar sehr leid, aber unter diesen Bedingungen mußten wir uns trennen. Gott sei Dank hatten wir jedoch noch zwei andere ungarische Angestellte, die auch sehr gut Wurst machen konnten, so daß unser Betrieb weiter ging und wir bald die anerkannteste europäische Wurstfabrik in ganz Südaustralien wurden; ihr Firmenname war "Rosefield-Smallgoods".

Doch eines Tages - es war 1961 - klagte mein Partner Tom plötzlich über heftige Schmerzen in der Brust, die im Arm angefangen hätten. Der Arzt konnte zwar nichts feststellen, aber schon am nächsten Tag war Tom tot: Herzinfarkt. Das war natürlich ein schrecklicher Schlag für uns: nicht nur durch den Verlust des treuen Freundes und Partners, sondern auch wegen der finanziellen Probleme, die sich daraus ergaben.

Wieder einmal per Zufall traf ich jedoch kurz darauf den mir damals bereits gut bekannten Claude Thompson, Direktor der großen Südaustralischen Fleischfabrik 'W. Jacobs', die bis dahin nur australische Wurst und Schinken produziert hatte. Claude meinte: "Wir haben immer schon europäische Wurst machen wollen, aber wir kommen einfach nicht durch. Wir würden uns daher freuen, wenn Du bei uns einsteigst. Wir bieten Dir einen Direktorposten mit einem 5-Jahres-Vertrag

und sollten wir miteinander gut auskommen, können wir den Vertrag weiter verlängern. Außerdem soll Dein Gehalt doppelt so hoch sein wie das, was Du jetzt im Augenblick hast." Dieses Angebot habe ich dann natürlich angenommen; zumal ich sowieso ohne meinen Partner praktisch gar keine andere Chance hatte. So wurden 'Rosefield-Smallgoods' schließlich ein Teil dieser großen australischen Fleischfabrik 'W. Jacobs', obwohl konkret bei uns alles so blieb wie bisher. Ein besonderes freundschaftliches Verhältnis entwickelte sich jedoch zum Chairman der Firma. Er hieß Bill von Doussa, war Rechtsanwalt von Beruf und ein hochkultivierter Mann aus einer deutschen Familie, die schon 1840 nach Australien ausgewandert war.

Wenige Jahre später wurde die große Fleischfirma 'Jacobs' dann in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Ihre Aktien verkauften sich wie warme Semmeln: denn obwohl sie nur einen Nennwert von 1 Dollar hatten, wurden sie schon am Tage der Eröffnung mit 2 \$ gehandelt. Kurz darauf kam dann eine noch viel größere Firma, die Australien Bacon Limited, damals die größte Fleischfabrik ganz Australiens, und schlug vor, wir sollten uns doch mit ihr zusammenschließen. Wir waren einverstanden und wurden dadurch zu deren Tochtergesellschaft. Natürlich kamen nun auch neue Leute, die uns nicht kannten, und obwohl unsere Kosten für Verwaltung von 2% auf 8% anstiegen, haben wir immer noch Profit gemacht.

1977 kam unserem "Mutterkonzern" dann die Idee, unsere Firmen noch enger zusammenzuschließen und zu diesem Zweck in einen gemeinsamen Komplex in Mount Barker, ungefähr 30 km von Adelaide entfernt, zusammenziehen. Inzwischen hatte jedoch unsere eigene Firma schon über 80 Angestellte und ich fürchtete, daß meine "guten" Leute nicht bleiben würden. Und tatsächlich verloren wir tatsächlich den größten Teil unserer Belegschaft. Am Ende bin ich dann auch gegangen und habe den Chairman unserer Firma um eine neue Aufgabe gebeten. Daraufhin hat man mir die Position eines 'National Exportmanagers' angeboten. Bis dahin exportierte unsere Firma verhältnismäßig wenig, etwa für 400 000 \$ im Jahr. Doch schon 1 1/2 Jahre später war der Export auf 7,5 Mio \$ gestiegen. Dafür reiste ich natürlich viel herum, habe sämtliche australische Staaten besucht, war in Tasmanien, in New South Wales, West Australien und in Victoria. Am Ende hatte unsere Firma insgesamt über 2000 Angestellte und war damit die größte Fleischfabrik des Kontinents. Das endgültige Ende meiner beruflichen Karriere ist schnell erzählt: 1981 wurde ich noch zum 'Executive Director' am National Board der Fleisch-Industrie ernannt; und zwei Jahre später trat ich dann im Alter von 67 Jahren in den Ruhestand.

Und die Familie?

Was meine Familie in all diesen Jahren anbetrifft, so ist darüber insgesamt nicht viel zu berichten: 1947 habe ich meine Frau Maureen, eine in Adelaide geborene Australierin, kennengelernt und wenig später auch geheiratet. Einige Jahre danach, 1953, kam dann unsere Tochter Petra zur Welt, 1956 Lisa und 1960 Angela. Wir wohnten zunächst in Adelaide-Stonyfell; doch als dann unser

Haus wegen der Kinder zu klein wurde, haben wir uns 1961 in Adelaide-Allendale Grove ein neues großes Haus gebaut. Dort wohnten wir bis 1994 und jetzt haben wir, nachdem die Kinder längst außer Haus sind, hier in der Mc Larenstreet, in der Nähe der City, unseren 'Alterssitz'.

5. Als 'Deutscher' in Australien

Im Grunde meines Herzens bin ich - trotz meiner beruflichen Karriere in Australien - immer Deutscher geblieben und habe deswegen natürlich auch stets mit Innigkeit und Wehmut an meine alte Heimat gedacht. 1947 habe ich dann hier in Adelaide auf der Straße einen Herrn kennengelernt, dessen Akzent verriet, daß er auf keinen Fall Australier sein konnte. Sein Name ist mir leider entfallen. Doch, obwohl wir nur wenige Minuten miteinander gesprochen haben, hat er dennoch meine Einstellung zum Leben sehr beeinflußt. Er erzählte mir, daß er aus Deutschland komme, und daß er - weil deutsche Einwanderer nach dem Zweiten Weltkrieg eigentlich gar nicht erwünscht waren - nur über eine Firma, für die er arbeitete, eine Spezialerlaubnis erhalten habe, hier Australien tätig zu sein. Der Grund für diese 'Sondergenehmigung' war der, daß er während des "Dritten Reiches" die jüdische Mutter der Firmenchefin bei sich untergebracht hatte, um sie vor den Nazis zu schützen. Er wurde jedoch denunziert und ins Konzentrationslager gesteckt, bis er am Ende des Krieges von den Russen befreit wurde; in Guben, einer kleineren Stadt auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Wenig später haben ihn dann die australischen Verwandten dieser Frau, die er beschützt hatte, eingeladen, nach Australien zu kommen und ihm eine leitende Position in ihrer Firma angeboten. - Ich bewunderte diesen Mann und sagte: "Für mich sind Sie ein Held, denn ich weiß nicht, ob ich die Courage gehabt hätte, das Leben meiner Familie für einen anderen Menschen auf's Spiel zu setzen". Er aber entgegnete nur: "Das war meine Pflicht. Wir haben als Deutsche eine große Kollektivschuld zu tragen; ich fühle mich verantwortlich dafür, daß ich nicht schon früher gegen die Nazis gekämpft habe, sondern erst im Kriege." "Und auf welche Einstellung treffen sie hier"? wollte ich von ihm wissen: "Der Laden dort drüben, aus dem ich gerade komme", antwortete er, "der gehört einem jüdischen Kaufmann, der mir soeben folgendes gesagt hat: 'Ich finde Ihre Firma sehr gut, aber wenn sie mir deutsche Repräsentanten schicken, dann kann ich von denen leider nichts kaufen, denn mit Deutschen habe ich nichts mehr gemeinsam. Ich hab meine ganze Familie verloren und - nichts gegen Sie persönlich - habe mir geschworen, nie wieder etwas mit Deutschen zu tun haben zu wollen.'"

Per Zufall erhielt ich damals ein Schreiben von einer Fußballmannschaft, die sich die "Guten Freunde" nannten. Genaugenommen war es eine Vereinigung deutscher Nachkriegs-Einwanderer mit einer eigenen Fußballmannschaft, die mich als Repräsentanten einer deutschsprechenden Firma um eine Spende für ihre Tombola baten. Und da ich bereit war, mich mit Würsten und anderen

guten Dingen an ihrer Tombola zu beteiligen, baten sie mich, doch zu einer ihrer Versammlungen zu kommen. So habe ich dann auch tatsächlich ihre nächste Jahresvollversammlung besucht; und als dann die Neuwahl ihres Vorstandes anstand, da stand der Mann, der mich um eine Spende gebeten hatte, plötzlich auf und rief: "Ich schlage Herrn Ernie Salomon vor". Und alle klatschten. Das war mir irgendwie peinlich, schließlich war ich kein Fußballspieler und ich wollte auch keiner mehr werden. Sie aber bestanden auf ihrem Vorschlag; denn nach ihrer Meinung benötigten sie jemanden, der die Meinungsverschiedenheiten im Verein schlichten könnte. Ich versprach, es zu versuchen; mir selbst aber sagte ich: "Ich bin Deutscher und ich will daher den Deutschen hier helfen, wann immer sie mich brauchen."

Etwa zwei Jahre später, also 1949/50, als die ersten deutschen Auswanderer nach dem Krieg hier in Adelaide ankamen, ging ich daher zum Bahnhof, um sie dort zu empfangen. Denn obwohl es hier in der Öffentlichkeit nur hieß: Die "Hunnen kommen!", hatte ich doch das Gefühl, daß es enorm wichtig sein könnte, diese Leute hier in Australien anzusiedeln. Unter ihnen waren Berliner, die den Berliner-Jargon sprachen, den ich so gerne gehabt habe, aber auch Bayern in Lederhosen und Bayernhut. Sie alle gingen nach Port Augusta und haben dort bei der Eisenbahn arbeiten müssen. Dennoch versuchte ich, Kontakt mit ihnen zu halten. Wenn jemand einen Rat brauchte, habe ich versucht zu helfen; und insbesondere Unterkünfte besorgt, damit diese Familien zunächst einmal in Adelaide bleiben konnten. Vor allem aber war es Pastor Zinnbauer, ebenfalls jüdischer Herkunft wie ich, der sich um diese Leute gekümmert hat. Einige der Neuankömmlinge waren sogar Schlachter von Beruf und haben gefragt, ob sie bei mir anfangen könnten; die habe ich dann natürlich wenn irgendwemöglich genommen. Und so wurden wir recht bald miteinander bekannt und auch befreundet. Das alles ging so ungefähr 9 Jahre lang - bis 1958: ein Transport nach dem anderen. Natürlich bin ich nicht immer zum Empfang gegangen, denn schließlich wußten die Neuankömmlinge bald schon selbst, wie alles läuft. Daher fühlte ich mich vor allem den "Guten Freunden" verbunden, die den Wunsch hatten, sich besser zu organisieren, aber anfangs nicht die finanziellen Mittel besaßen, um ein Grundstück für ein eigenes Vereinshaus zu erwerben.

Präsident des 'Deutschen Vereins'

Nun gab es in Adelaide schon seit vielen Jahrzehnten, nämlich seit 1886, einen deutschen Club: den "Südaustralischen Allgemeinen Deutschen Verein" (SAADV). Er war allerdings sowohl im Ersten Weltkrieg als auch im Zweiten Weltkrieg zeitweilig verboten worden¹⁰. Dieser Club weigerte sich daher zunächst einfach, Neueinwanderer aufzunehmen, und verwies dabei auf seine alten Statuten, nach denen Neueinwanderer zunächst einmal als potentielle Mitglieder vorgeschlagen werden mußten. Aber wie hätte sie jemand vorschlagen können, wenn man sie doch gar nicht kannte? Außerdem wußte man natürlich nicht, was diese Leute drüben in Europa wirklich gewesen waren.

¹⁰ Zur Rolle der 'German Clubs' und anderer Organisationen des 'Deutschtums' in Australien während des 'Dritten Reiches' siehe G. Kinne 1980 und J. Perkins 1988

Viele Mitglieder des "Deutschen Clubs" waren ja gerade selbst als Internierte aus dem Krieg zurückgekommen und daher gar nicht daran interessiert, wieder Deutsche aufzunehmen. Sie wollten sich vielmehr erst einmal selbst neu etablieren, und zwar von nun an ohne jegliche politische Ambitionen. Natürlich gab es auch Mitglieder, die Neueinwanderer aufnehmen wollten, weil sie doch schließlich alle irgendwann einmal hier als Neueinwanderer angekommen seien: "Warum also sollten wir den Neuen Schwierigkeiten machen? Ist doch unser Verein der logische Platz, wo sie hingehören."

Ich selbst habe diesen 'Deutschen Verein' allerdings erst im Jahre 1958 näher kennengelernt; denn bis zu diesem Zeitpunkt war ich nur Mitglied bei den 'Guten Freunden'. Doch dann ging ich als Repräsentant der 'Guten Freunde' zum 'Deutschen Verein', um mal zu sehen, ob man aus beiden Vereinen nicht einen Verein machen könnte. Ich wurde sehr höflich und nett empfangen und nur einer wollte wissen, warum ich eigentlich einen solchen Vorschlag machte. Schließlich stimmte die Mehrheit jedoch für meinen Antrag; und zwar deshalb, weil ich - wie sie sagten - nicht davon geredet hätte, "Deutsche unter einen Hut zu bringen" oder etwa von "Einigkeit macht stark", sondern nur davon, wie wir uns gegenseitig helfen könnten. "Eigentlich hast Du ja ganz recht" stimmten sie mir zu: "Wir haben hier zwar ein Vereins-Haus und die traditionellen Beziehungen, aber wir sind auch alte Leute geworden. Ihr dagegen habt viele Mitglieder und seid jung; Ihr seid uns daher alle herzlich willkommen." So wurden schließlich 1960 die 'Guten Freunde' in den 'Deutschen Verein' offiziell integriert. Wir hatten damals in der Tat immerhin ungefähr 1.200 Mitglieder, nicht nur Deutsche, sondern auch Ungarn und Jugoslawen, die deutsch sprachen, während der 'Deutsche Verein' damals nur noch etwa 300 Mitglieder zählte, und zwar praktisch nur alte Pionierdeutsche. Denn viele ihrer ehemaligen Mitglieder waren nach dem Krieg nicht wieder eingetreten, weil sie meinten, daß sie 'ihre Lektion' gelernt hätten; andere sagten sich: "Wozu brauchen wir noch einen 'Deutschen Verein'? Wir sind doch nun lange genug in Australien." Eigenartigerweise wollten aber auch einige der "Guten Freunde" nichts mit diesem "Deutschen Verein" zu tun haben; vor allem sogenannte 'Volksdeutsche', die sich - nach dem Krieg - nicht mehr unbedingt zum Deutschtum bekennen wollten. Dennoch gab es damals insgesamt immerhin noch ungefähr 900 Neuaufnahmen. Außerdem wurde beschlossen, daß der Präsident der 'Guten Freunde' automatisch der Vizepräsident des 'Deutschen Vereins' sein sollte. Da ich damals gerade der Präsident der 'Guten Freunden' war, wurde ich somit sogleich Vizepräsident vom 'Deutschen Verein' und schon ein Jahr später zu dessen Präsidenten gewählt.

Doch dann wurde mir das alles doch ein bißchen zu viel, schließlich hatte ich ja noch eine junge Familie. Ich bin dann wieder Vizepräsident geworden und August Krotefiel wurde der neue Präsident. Er war Baumeister und sorgte vor allem für den Bau unseres jetzigen Vereinsheims. Doch schon nach 2 Jahren ist er dann leider wieder zurückgetreten und ich habe weiter gemacht - bis 1967; und anschließend - bis 1974 - wieder als Vizepräsident.

Deutsch-Australischer Schüler- und Familienaustausch

Die erfreulichste Aufgabe, die ich hatte, war wohl die Gründung des Deutsch-Australischen Schüleraustauschs hier in Südastralien. Damals gab es so etwas zwar schon in Victoria und in New South Wales, aber der deutsche Generalkonsul meinte, ob wir denn in Südastralien nicht auch so was aufziehen könnten? Er schlug vor, selbst einige größere australische Firmen anzusprechen, die nach Deutschland orientiert seien; aber auch deutsche Firmen wie Hoechst und Mercedes, die sich auch schon in New South Wales und in Victoria engagiert hatten. Ich selbst habe daraufhin auch privat noch etliche Geschäftsleute und größere Brauereien angeschrieben und um Spenden gebeten. Das Minimum waren 100 \$, einige gaben jedoch 200 \$, andere 300 \$. - So hatten wir immer genug, um 3-5 Schüler jährlich mit Spendengeldern nach Deutschland zu schicken; und gelegentlich kamen auch deutsche Schüler hierher, die dann allerdings von Deutschland aus finanziert wurden.

Außerdem gab es noch einen Familienaustausch; d.h. wir haben für unsere Schüler, die nach Deutschland gingen, vorher Unterkünfte in ausgewählten Familien organisiert. Die meisten unserer Kandidaten hatten entweder gerade ihr Abitur bestanden oder aber waren im ersten Jahr auf der Universität. Eine der wichtigsten Voraussetzungen war, daß sie die deutsche Sprache nicht zu Hause gelernt hatten, sondern in der Schule; d.h., Deutsch mußte für sie eine Fremdsprache sein, die sie vorher nicht kannten; denn das Hauptziel des Familienaustauschs war, die selbst erworbenen Schulkenntnisse noch weiter zu verbessern. Dieser Austausch wurde also nicht speziell für Mitglieder des "Deutschen Clubs" organisiert; wir hatten lediglich unsere Sitzungen im Deutschen Club und unsere Kommission war völlig unabhängig.

Deutsches Schützenfest im australischen Hahndorf

Nicht zuletzt aber war ich auch einer der Gründer und einer der späteren Vorsitzenden des inzwischen - vor allem in Südastralien - berühmten Hahndorfer-Schützenfests. Begonnen hatte es 1963 mit der Enkelin eines bekannten Malers, Sir Hans Heissen, die uns um eine Spende gebeten hatte, um zu verhindern, daß die schöne Kunstakademie ihres verstorbenen Großvaters in Hahndorf vom Stadtrat abgerissen würde. Ich versprach ihr, daß wir zwar gerne bereit seien zu helfen, aber nicht mit Geld, sondern mit Einsatz. So kam es 1964 zum ersten deutschen Schützenfest in Australien. Es fand trotz der etwas unfreundlichen Reaktion in den lokalen Zeitungen einen enormen Zuspruch. Dabei hatten die Presseleute damals kleinen Kindern in bayerischen Volkstrachten Schützengewehre in die Hand gegeben und unter ihre Bilder geschrieben: "The Germans at the Schützenfest". Ein anderes Kind, ein kleines Mädchen, hatte einen Riesenkrug Löwenbräu zu halten mit dem Kommentar: "Jetzt saufen da schon die Kinder!" Natürlich hat es

wegen des riesigen Verkehrs, der von Adelaide nach Hahndorf strömte, auch viel Abfall gegeben: zerschlagene Bierflaschen, Papierschnipsel und Pappsteller. Aber das haben wir natürlich alles gleich am nächsten Morgen wieder aufgeräumt. Dennoch erschienen Aufnahmen in der Presse mit dem Vorwurf, daß wir eine große Schweinerei verursacht hätten. Trotz dieser unfreundlichen Pressereaktionen wurden wir von allen Seiten ermuntert, das Schützenfest noch einmal zu wiederholen; und viele Politiker haben sogar darum gebeten, eingeladen zu werden. Zu den höchsten Persönlichkeiten, die wir in unserem Empfangszentrum begrüßen konnten, gehörten nicht zuletzt auch der deutsche Botschafter Dr. Friedrich Ritter und der damalige Oberbürgermeister von München, Dr. Hans-Jochen Vogel; außerdem Gesangsgruppen aus ganz Deutschland. Die Leute aber, die unser Schützenfest besuchten, kamen aus allen Teilen Australiens, sogar aus Westaustralien. Und so geht das eigentlich bis heute.

Deutsche 'jüdische Abstammung'

Was meine jüdische Abstammung anbetrifft, so war ich im "Deutschen Verein" immer völlig akzeptiert und nie - was ja schließlich auch hätte sein können - der 'angebliche Jude' Salomon. Ich glaube vielmehr, daß ich mit meiner Einstellung mehr Freunde und Freundschaften geschaffen habe, als jene, die ihre Muttersprache nicht mehr sprechen wollten, nur weil sie inzwischen Australier geworden waren. Für mich war die Arbeit im "Deutschen Verein" eine Art Missionsarbeit, denn ich wollte vor allem ein Beispiel geben; wie Klaus Mayer, Pastor Zinnbauer und Dr. Hellman, der Vertrauensarzt des Deutschen Generalkonsulats in Melbourne. Wir wollten beweisen und haben bewiesen, daß man nicht jeden Deutschen wegen der furchtbaren Nazi-Verbrechen hassen muß; im Gegenteil: wir fühlen uns - auch in Australien - weiterhin vor allem jenem Land verbunden, in dem wir geboren wurden, dessen Sprache wir sprechen und dessen Sprache unsere Eltern, unsere Großeltern und unsere Urgroßeltern gesprochen haben.

Mehrere der Aktiven im 'Deutschen Verein' von Adelaide waren - wie ich - 'Deutsche jüdischer Abstammung', so z.B. die bereits genannten Klaus Mayer, Pastor Zinnbauer, Dr. Hellman und ein alter Schauspieler aus Berlin, dessen Name mir leider entfallen ist. Doch insgesamt waren wir natürlich immer nur wenige, da die Nazi-Verbrechen anfangs noch die Herzen vieler zu tief bewegten. Erst später haben sie dann ihre Ansicht geändert und doch noch Freunde unter den Deutschen in Australien gefunden; nicht nur Intellektuelle, Künstler und Musiker, mit denen sie sich gut verstanden, sondern auch Nachbarn und Kollegen. Und heute sind Deutsche Einwanderer hier schon längst wieder hoch geschätzt und gern gesehen.

Natürlich hatte ich in all diesen Jahren hier in Australien auch Kontakt zu ehemals deutschen Juden, denn schließlich waren wir ja nicht zuletzt ihre Schicksalsgenossen. Dabei habe ich allerdings auch einige durchaus unangenehme Erfahrungen gemacht. So z.B. während des Krieges im "labour corps". Als dort alle Deutschen - so auch ich - zu Ostern ein Freßpaket mit einer Flasche Rotwein

und gestrickten Strümpfen erhielten, kam einer meiner jüdischen Kameraden zu mir und sagte: Hör mal zu, Du hast eigentlich gar keine Berechtigung zu diesem Paket; denn Du hast Dein eigenes Rotes-Kreuz; aber 'Passover', das ist unsere Sache". - Zum Glück waren solche Erlebnisse der Aus- und Abgrenzung allerdings insgesamt relativ selten.

6. Opfer und Überlebender des Holocaust

So glücklich ich natürlich über meine und meiner Brüder Rettung in Australien bin, so schmerzt mich doch sehr, daß viele Mitglieder unserer Familie im Holocaust ermordet wurden. Mein Vater z.B. und die Großeltern mütterlicherseits. Dabei ist die Großmutter Mendelsohn 1941 sogar noch als 70-jährige nach Theresienstadt deportiert worden und dann dort etwa 1 Jahr später umgekommen. Mein Vater wurde dagegen 1942 von Berlin nach Riga verschleppt, in die 'Ostgebiete' 'umgesiedelt' - wie es damals hieß. Daß er aber in Wirklichkeit in Riga erschossen worden ist, das haben wir erst jetzt durch einen Zeugen erfahren; durch einen Cousin meines Vaters, der zwar selbst ebenfalls Jude war, aber eine deutsche Arierin geheiratet hatte und in sofern eine geschützte Ehe führte und daher nicht deportiert wurde. Er hat von Überlebenden des Holocaust selbst gehört, daß der ganze Transport, dem mein Vater angehörte, erschossen worden ist.

Aber auch in der etwas weiteren Verwandtschaft gibt es Opfer des Holocaust: Dr. Hans Werner Wollenberg¹¹ z.B., der zunächst mehrere Jahre in französischen Internierungslagern verbrachte und dann anschließend 2,5 furchtbare Jahre in Zwangsarbeitslagern für Juden in Schlesien erlitt, auch wenn er diese am Ende zum Glück überlebt hat. Nicht zu vergessen auch ein Bruder meiner Großmutter, Egon Strauß, der eine Holländerin aus einem großen Geschäft in Den Haag geheiratet hatte und dann dort 1942 von den deutschen Nazis verhaftet, verschleppt und schließlich ermordet wurde, sowie Angehörige der Golzen-Familie, also der zweiten Familie meiner Mutter, die ebenfalls Opfer des Holocaust wurden.

Sehr bedrückend für mich ist aber auch das Schicksal meiner Tante Susi. Ihr Mann, Hans Hesse, war zwar kein Nazi, aber doch ein typischer Patriot und wollte daher mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939 unbedingt Soldat und Offizier werden. Als man ihm jedoch erklärte, daß eine Beförderung ausgeschlossen sei, solange er mit einer nicht-arischen Frau verheiratet sei, ließ er sich doch tatsächlich 1940 endgültig scheiden. Als dann auch noch Susis Schwester, also meine Mutter, mit der ganzen Familie nach England floh und zwei Jahre später, 1941, auch Susis Mutter, also meine Großmutter, von den Nazis verhaftet und nach Theresienstadt deportiert wurde, da war Susi nun endgültig mutterseelenallein im Nazi-Deutschland. Dabei galt sie - nachdem sich ihr Mann von ihr hatte scheiden lassen - auch nicht mehr als "privilegierte Jüdin"; daher mußten sich schließlich liebe und gute Bekannte bereit finden, Susi zu verstecken; so zog sie dann ab 1941 vier Jahre lang

¹¹ siehe: G.Golzen 1992 und H.W. Wollenberg, 1992

von Familie zu Familie, von Haus zu Haus; 4 Jahre lang, in denen nicht nur Susis eigenes Leben, sondern auch das ihrer heldenhaften Beschützer in dauernder Gefahr war. Nach dem Krieg aber blieb sie in Ost-Berlin, erhielt dort eine Rente als 'Opfer des Faschismus' und konnte damit zumindest ein bescheidenes Dasein fristen, bis sie 1981 im Alter von 80 Jahren in Berlin starb.

Nicht zuletzt aber hat mich vor allem auch der Gedanke an die 'überlebenden Opfer' des Holocaust immer wieder in unruhigen Nächten geplagt. Denn zu diesen 'überlebenden Opfern' gehören schließlich auch wir, die wir nicht in Konzentrationslagern gesessen haben, die wir ausgewandert und Mitglieder einer neuen Gesellschaft geworden sind, die aber dennoch alle ihre familiären und gesellschaftlichen Bindungen, ihre Freunde und ihre Illusionen verloren haben. Und es ist kein Zufall, daß auch heute noch so viele Überlebende des Holocaust psychiatrische Behandlung benötigen; denn sie haben fürchterliche Komplexe, haben ständig Angst, dies und das könnte eine - vielleicht nur 'versteckte' - antisemitische Bewertung gewesen sein. Sobald Neonazis auftauchen, befürchten sie schon einen neuen Holocaust. Sie haben Sorge um ihre Kinder, weil sie glauben, daß alles noch einmal passieren könnte. Sie haben Sorge, daß sie das alles nicht noch einmal durchstehen könnten; und sie trauern um die Lieben, die sie verloren haben, und deren Verlust sie schon über so viele Jahre hinweg zutiefst belastet hat.

Es gibt daher natürlich auch "Überlebende" des Holocaust, die selbst heute immer noch nicht gerne mit Deutschen reden, weil sie einfach nicht in die Verlegenheit kommen wollen, wieder als Jude angesprochen, beurteilt oder behandelt zu werden. Und obwohl ich selbst mich seit vielen Jahren immer wieder um Versöhnung bemüht habe, so würde doch auch ich - ehrlich gesagt - nicht gerne ein Streitgespräch mit ehemaligen Nazis führen, nicht zuletzt, weil ich weiß, daß ich sie nicht überzeugen kann. Andererseits ist es natürlich schon vorgekommen, daß ich Leute getroffen habe, die antijüdische Bemerkungen gemacht haben; zwar nicht gegen mich persönlich, sondern 'nur' so ganz allgemein: "Die Juden, die haben das Geld und ziehen die Strippen, und wir sind die Dummen, die hinterher gucken." - Da jedoch Leute, die so sprechen, in der Regel nicht gerade die Intelligentesten sind, würde ich eine solche Bemerkung einfach überhören und mich nicht einmischen, obwohl das vielleicht nicht richtig ist. Aber ich bin in diesen Dingen eben kein Missionar; mein Bedürfnis nach Versöhnung ist einfach größer als meine Bereitschaft zum Streit.

Natürlich haben mich auch meine Kinder immer wieder danach gefragt, warum sie eigentlich hier in Australien sind, und ich habe es ihnen auch erzählt. Doch dann sagen sie nur: "Oh, ist das ja entsetzlich!" - und gehen zur Tagesordnung über oder gar zum Tanzen. Das alles bedeutet ihnen also eigentlich nicht viel. Andererseits wollte ich meine Kinder auch nicht zu sehr mit meinen Gefühlen belasten. Sie sollten keine doppelte Identität als Deutsche und Australier entwickeln, sondern hier in Australien ein ganz normales Leben führen. Deswegen bin ich froh, daß sie hier zur Schule gegangen sind, daß Englisch ihre Muttersprache wurde und Deutsch ihre erste

Fremdsprache. Meine eigene Vergangenheit ist dagegen etwas, das in erster Linie nur mich persönlich angeht. Meine Kinder wissen natürlich, daß ich mich weiterhin sehr für diese damalige Zeit interessiere. Und wenn sie mir ein Buch schenken, dann oft eines über diese Zeit. Oder sie rufen mich einfach an und sagen: "Da läuft heute Abend wieder ein Film im Fernsehen, der Dich interessieren wird."

7. Rückblicke auf Nachkriegs-Deutschland

Ich war nach dem Zweiten Weltkrieg insgesamt sieben mal wieder in Deutschland: 1965, 1966, 1968, 1970, 1978, 1983 und zuletzt 1991; zum Teil aus geschäftlichen Gründen, um Kontakte zur deutschen Wurstindustrie aufzunehmen oder um Maschinen und Hilfsmittel für unsere Wurstindustrie einzuführen, zum Teil aber auch aus persönlichen Gründen.

Zwei der sieben Flüge waren Freiflüge. Dazu gehörte auch mein erster Flug 1965, eine ganz feudale Reise mit ausschließlich von der deutschen Lufthansa ausgewählten Gästen. Für die Lufthansa war dies damals natürlich in erster Linie Werbung, denn sie war sehr daran interessiert, auf dem australischen Markt Fuß zu fassen. Ich selbst war dagegen wiederum zu diesem Freiflug eingeladen worden aufgrund meiner 'um die Bundesrepublik Deutschland erworbenen Verdienste' - wie es damals hieß. Bei der zweiten Einladung zu einem Freiflug 1978 handelte es sich dagegen um den ersten Jet-Flug von Sydney nach Frankfurt. Zwischendurch - 1970 - habe ich dann - diesmal allerdings auf eigene Rechnung - einmal meine ganze Familie mit nach Deutschland genommen.

Zurück in Deutschland kam ich mir vor wie ein Pilger, der nach Mekka geht. Das einzige, was ich als negativ empfunden habe, ereignete sich vor meinem Hotel Kempinski auf dem Kudamm in Berlin. Denn als ich dort morgens aufstand, da hörte ich wieder so laute Stimmen auf der Straße, daß ich unwillkürlich an die Kristallnacht 1938 erinnert wurde. Dabei ging es diesmal um Vietnam. Auch daß die Polizei wiederum nicht eingriff, als es zu Prügeleien kam, hat mich sehr unangenehm berührt.

Wie ich mich ansonsten in Deutschland gefühlt habe, das geht ganz im übrigen ganz gut aus einer Rede hervor, die ich schon 1968/69 vor dem 'Deutschen Club' in Adelaide gehalten habe. Ich sprach damals über eine kleine Episode in Berlin, die eigentlich nur für mich selbst von Bedeutung war - 27 Jahre nachdem ich meine alte Heimat hatte verlassen müssen:

"Nun stand ich hier am Tempelhofer Flughafen mit Gepäckstücken in der Hand und wußte nicht, wo und mit wem ich wohl die nächsten Stunden verbringen würde. Es gab keinen mehr, der mich kannte oder der mich in Erinnerung hielt. Schon auf dem Weg zum Hotel merkte ich, wie meine Heimatstadt sich verändert hatte. Ganze Straßenzüge waren mir fremd und bedeutungslos geworden. Plötzlich bemerkte ich eine gelbe Telefonzelle, klein und bescheiden, verglichen mit den

mächtigen Hochhäusern und den riesigen Wohnkomplexen, die um mich empor ragten. Die kleine Zelle dünkte mir ebenso verloren wie ich selbst. Doch dann bemerkte ich die Aufschrift an ihrer Tür: "Fasse Dich kurz!" - die gleiche Mahnung, die mir noch aus meiner Kindheit so gut in Erinnerung war und die so oft zu meinem Leidwesen nicht beachtet wurde. Diese kleine Nichtigkeit, wohl kaum noch in meinem Unterbewußtsein registriert, erfüllte mein Herz mit froher Vertraulichkeit; und aus einer fast fremden Metropole wurde wieder meine Heimatstadt. Mein Mund pfiff eine frohe Melodie, meine Hände griffen tief in die Manteltaschen und meine Schritte wurden wieder fest und sicher. - Ich war daheim!"

Kein Zweifel: ich bin selbstverständlich dem Land Australien auf ewig dankbar dafür, daß man mich in der Zeit meiner größten Not aufgenommen hat. Doch: obwohl ich nun schon seit 1945 Australier bin, fühle ich mich immer noch mit Deutschland eng verbunden. Und wenn es die Umstände nicht gewollt hätten, daß ich hier meine Familie habe, wäre ich vielleicht auch nach Deutschland zurückgegangen. So aber habe ich meine alte Heimat Deutschland in Australien immer sehr vermißt.

Allerdings bin ich andererseits auch wiederum sehr besorgt wegen der vielen neofaschistischen Vorfälle, von denen ich in den letzten Jahren gehört habe, und die ich auch der deutschen Presse entnehmen konnte, die ich noch ziemlich regelmäßig lese. Aber so etwas scheint heutzutage eher international zu sein, selbst in Frankreich und in Amerika. Was mich jedoch immer wieder besonders betroffen macht, sind die Parallelen zur Vergangenheit: die Schmierereien an den Wänden, das Umstürzen von Grabsteinen und dergleichen. Und ich fürchte den Augenblick, in dem die wirtschaftliche Krise nicht mehr ausschließlich innerhalb des Landes ist, sondern auch weltweit, und daß dann - wie 1931, also noch vor der Nazi-Zeit! - wieder ein Antisemitismus ausbrechen könnte.

Andererseits habe ich die deutsche Wiedervereinigung grundsätzlich sehr begrüßt! Ich hoffe nur, daß sie nicht zu einem neuen Revanchismus führt; las ich doch, daß es schon wieder Stimmen gibt, die "unsere alte Heimat Oberschlesien" und Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie zurückfordern; oder Slogans wie "Königsberg ist deutsch" propagieren. Letzteres stimmt zwar, aber man muß doch auch erkennen, daß eine solche Politik des Revanchismus niemals zum Frieden führen wird. Was im Laufe der Zeit durch Verhandlungen erreicht werden kann - gut; aber jetzt solche Sprüche vom Stapel zu lassen, das halte ich für absolut falsch und gefährlich."

Nachtrag:

1976 wurde Ernst Günther Salomon das 'Bundesverdienstkreuz 1.Klasse' verliehen. Laut Verleihungsurkunde geschah dies in "Anerkennung der um die Bundesrepublik Deutschland erworbenen besonderen Verdienste"; wohl vor allem wegen seines Einsatzes für das Deutschtum in Australien.

Ausgewählte Literatur:

Benz, W. (Hg.), Die Juden in Deutschland 1933-1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, München 1981 (S.739-754: Zeittafel zur Judenpolitik des NS-Regimes)

Brusten, M., Dieser Bericht muß veröffentlicht werden! Zur Entdeckung und Bedeutung der 'Lager-Erinnerungen' Hans-Werner Wollenbergs, in: Wollenberg, H.W. 1992, S.9-21

X Brusten, M., Opfer des Staats-Terrors: ehemalige deutsche Juden in Australien - Skizzen zu einem noch nicht abgeschlossenen Forschungsprojekt, in: Kaiser, G./Jehle, H-M (Hg.), Kriminologische Opferforschung, Kriminalistik-Verlag, Heidelberg 1994, S.187-211

X Brusten, M., Multikulturalität und persönliche Identität: Deutsche, Juden oder Australier? Erste Eindrücke aus einer noch nicht abgeschlossenen Forschung in Australien über 'Opfer des nationalsozialistischen Staats-Terrors', in: Prießnitz, H., (Hg.) Newsletter 10 der Gesellschaft für Australien-Studien e.V., Wuppertal 1996, S.32.-50

Golzen, G., Wer war Hans-Werner Wollenberg?, in: Wollenberg, H.W. 1992, S.23-30

Kammer, H./Bartsch, E., Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933-1945, Handbuch rororo 6336, Reinbek bei Hamburg, 1992

Kinne, G., Nazi Stratagems and their Effects on Germans in Australia up to 1945, in: Journal of the Royal Australian Historical Society, 1980, S.1-19

Perkins, J., Dr. Rudolf Asmis and the "Rescue of the Deutschtum" in Australia in the 1930s, in: Journal of the Royal Australian Historical Society 1988, S.296-312

Wollenberg, H.W., ...und der Alptraum wurde zum Alltag. Autobiographischer Bericht eines jüdischen Arztes über NS-Zwangsarbeitslager in Schlesien (1942-1945), Centaurus-Verlag, Pfaffenweiler 1992